

Melissa Myrenne

Identität, Jugend und Flucht
Kritische Betrachtung der Identitätsarbeit bei, von und
mit geflüchteten jungen Menschen
in der Klinischen Sozialarbeit

Melissa Myrenne

Identität, Jugend und Flucht
Kritische Betrachtung der Identitätsarbeit bei,
von und mit geflüchteten jungen Menschen
in der Klinischen Sozialarbeit



Impressum

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek:

Melissa Myrenne

Identität, Jugend und Flucht

Kritische Betrachtung der Identitätsarbeit bei, von und mit geflüchteten jungen Menschen in der Klinischen Sozialarbeit

Höchberg b. Würzburg: ZKS Verlag für psychosoziale Medien

Alle Rechte vorbehalten

© 2021 Melissa Myrenne

ISBN 978-3-947502-44-8

Technische Redaktion: Meike Kappenstein

Lektorat: Tony Hofmann

Cover-Design: Leon Reicherts / Tony Hofmann

Layout: Hanna Hoos

Herausgeber der „Schriften zur psychosozialen Gesundheit“:

Prof. Dr. Helmut Pauls

Prof. Dr. Frank Como-Zipfel

Dr. Gernot Hahn

Anschrift ZKS Verlag für psychosoziale Medien:

ZKS Verlag für psychosoziale Medien

Albrecht-Dürer-Str. 166

97204 Höchberg

Abstract

Die vorliegende Arbeit setzt sich aus kritisch-reflexiver Perspektive mit der Thematik von Identitätsarbeit im Kontext von Jugend und Flucht auseinander und begründet, welche Relevanz und Potenziale das Konzept Identität für die Klinische Sozialarbeit birgt. Durch eine transdisziplinäre Vorgehensweise werden neue Perspektiven, die in Fachdiskursen in dieser Form bisher kaum Berücksichtigung gefunden haben, aufgezeigt. Die Arbeit versteht sich als eine integrative Theoriearbeit, die theoretische Auseinandersetzungen auf fundierende Handlungstheorien für die klinisch-sozialarbeiterische Praxis in den Fokus stellt und einen weiteren Beitrag zur Professionalisierung der Klinischen Sozialarbeit leistet.

Identitätsarbeit wird, anlehnend an den Identitätsbegriff nach Heiner Keupp, in dieser Arbeit als ein lebenslanger Konstruktionsprozess verstanden, der ein biopsychosoziales Faktorenmodell berücksichtigt sowie ressourcenorientierte und praktikable Anknüpfungspunkte mit dem Modell der Alltäglichen Identitätsarbeit bietet. Die Klinische Sozialarbeit hat so verstanden – sowohl im wissenschaftlichen Diskurs als auch in der Praxis die Aufgabe, kritisch-reflexiv und multiperspektivisch – bezogen auf die eigenen wie auch gesellschaftlichen Denk- und Handlungsmuster sowie die individuellen und sozialen Gegebenheiten – Identitätsarbeit bei, von und mit geflüchteten jungen Menschen gezielt zu fördern und zu unterstützen.

Diesem Verständnis und dem daraus abgeleiteten Anspruch entsprechend werden die im klinischen Forschungskontext häufig anzutreffenden Deutungsmuster dekonstruiert und es wird eine eurozentristische Sichtweise mit postkolonialen Grundannahmen aufgedeckt. Auch werden gesellschaftliche Umstände in Frage gestellt und in Bezug zu klinisch-sozialarbeiterischen Handlungskontexten von Flucht und Psychiatrie gesetzt. Dabei werden Fragen zu Ab-, Aus-, Ein- und Angrenzungsprozessen diskutiert. Weiterhin werden für eine Erweiterung des Analyse- und Handlungsspektrums postmigrantische, transdifferente und subjektwissenschaftliche Perspektiven vorgeschlagen und in ein Modell für Zusammenhänge und Wirkmöglichkeiten im Kontext Jugend und Flucht zum professionellen, auf Identitätsarbeit fokussierten Umgang integriert. Insbesondere die Subjektwissenschaft bietet hier vielversprechende Anknüpfungspunkte.

Inhaltsverzeichnis

1. Einführung	1
1.1 Begründung des Themas und damit verbundene Fragestellungen	2
1.2 Aufbau der Arbeit, methodisches Vorgehen und Forschungsstand.....	3
2. AdressatInnen der Klinischen Sozialarbeit: Jugend und Flucht als Kontext	7
2.1 Zur Begriffsbestimmung: Jugend, Jugendphase und junge Menschen	7
2.2 Zur Begriffsbestimmung: Migration, Flucht und Flüchtling	9
2.3 Begleitete und unbegleitete junge Geflüchtete	11
3. Identität: Theoretische Annäherung an ein vages Konstrukt	15
3.1 Warum Identitätsarbeit?.....	16
3.2 Identität: Ein Arbeitsbegriff in Anlehnung an Heiner Keupp.....	18
3.2.1 Der Identitätsbegriff	18
3.2.2 Identitätsarbeit als Ressourcenarbeit	20
3.2.3 Transdisziplinäre Überlegungen und Erweiterungen	23
3.2.4 Alltägliche Identitätsarbeit	25
3.2.5 Zusammenfassende Arbeitsdefinition	28
3.3 Identität und Jugend.....	29
3.4 Identität und Migration	32
3.5 Identität und Trauma.....	37
3.6 Der Identitätsbegriff in der Klinischen Sozialarbeit	41
3.6.1 Der Identitätsbegriff in der transkulturellen Kinder- und Jugendpsychiatrie	42
3.6.2 Der Identitätsbegriff in der Jugendhilfe	44
4. Identität transkulturell erforschen: Kritische Auseinandersetzung mit aktuellen Erhebungsmethoden klinischer Ansätze im Migrationskontext.....	46
4.1 Klinisch-psychologische Ansätze der Identitätsforschung	47
4.2 Ethnopschoanalyse als Beispiel eines transdisziplinären Forschungsansatzes.....	50
4.3 Möglichkeiten und Grenzen ausgewählter Ansätze sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung.....	52

5. Alternative Betrachtungsweisen: Neue Zugänge schaffen.....	55
5.1 Gesellschaftskritische Gedanken	55
5.1.1 Eurozentrismus in der Wissenschaft: Postkoloniale Theorien.....	56
5.1.2 „Wir“ und die „Anderen“: Kulturelle Differenzen im gesellschaftlichen wie medialen Identitätsdiskurs.....	59
5.1.3 „Konstrukt und Hindernis Integrationserwartungen“	63
5.1.4 „Die Gesellschaft“ als Determinante für Handlungsfreiheit und Identitätskonstruktion?	66
5.1.5 Kritische Betrachtung des Konzepts (Jugend-)Psychiatrie	70
5.2 Die Komplexität in Wahrnehmung und Benennung der AdressatInnengruppe	75
5.2.1 Heterogenität und Differenz.....	75
5.2.2 Diversität und Intersektionalität.....	77
5.3 Ausgewählte transdisziplinäre Zugänge	79
5.3.1 Postmigrantische Perspektiven.....	79
5.3.2 Das Konzept der Transdifferenz	81
5.3.3 Subjektwissenschaftliche Betrachtungsweise	84
5.4 Schlussfolgerungen und Implikationen für einen erweiterten Forschungszugang	87
6. Weiterdenken: Konsequenzen für die Praxis der Klinischen Sozialarbeit bei jungen Menschen mit Fluchterfahrungen.....	89
7. Fazit und Ausblick.....	95

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Die Wichtigkeit der ganzheitlichen Betrachtung von Gesundheit.....	16
Abbildung 2: Identitätsmodell nach Keupp.....	19
Abbildung 3: Das Modell der Alltäglichen Identitätsarbeit nach Höfer	26
Abbildung 4: Orthogonale Konzepte von Gesundheit und Krankheit	73
Abbildung 5: Zusammenhänge und Wirkmöglichkeiten klinisch-sozialarbeiterischen Wissens und Handels in Bezug auf Identitätsarbeit	94

1. Einführung

Geflüchteten wurde in den letzten Jahren eine immense mediale Aufmerksamkeit zu Teil. Aber leider nicht die Art von Aufmerksamkeit, die es ihnen ermöglichen kann, ein nicht-diskriminierter und -stigmatisierter Teil der Gesellschaft zu sein. Nicht zuletzt auf Grund dieser starken Medienpräsenz¹ seit 2015 wurde die (asyl-)rechtliche Lage von Geflüchteten sechs Mal verschärft – innerhalb der letzten vier Jahre. Damit ist das derzeitige deutsche Asylrecht das härteste in der Geschichte der BRD (Rodríguez 2018, S. 17; Kälber 2019). Im gleichen Zeitraum erschienen eine Vielzahl wissenschaftlicher Publikationen zum Thema Migration und Flucht, wie beispielsweise der politikwissenschaftliche Artikel „Flüchtlingskrise als Identitätskrise“ (Bergem 2016) – um hier einen besonders polarisierenden Titel hervorzuheben. Auch wenn sich bei näherer Auseinandersetzung mit dem Text der Eindruck relativiert, eine „Krise“ – verursacht durch Flucht – führe zur nächsten großen Krise, bleibt doch allein durch die Wortwahl der fade Beigeschmack eines politischen Dramas, das es unter größten Anstrengungen zu bewältigen gelte, verursacht durch Menschen, die die Unverfrorenheit besäßen, den Frieden Deutschlands oder Europas zu „stören“. Legitimiert werden solche Auseinandersetzungen unter dem gesellschaftlichen Diskurs-Deckmantel der „Integration“.

Diese MA-Thesis versucht das Muster zu durchbrechen, indem sie gängige Deutungen in Frage stellt und durch neue Perspektiven zur Dekonstruktion der Konstruktion „Die Fremden“ beiträgt. Diese Arbeit ist als wissenschaftlich fundierte Ermutigung gedacht, neue Perspektiven einzunehmen, gleichzeitig ist sie aber auch als Aufforderung zu betrachten, selbstkritisch und reflexiv die eigene Wahrnehmung und das damit verbundene Denken und Handeln in der Praxis zu hinterfragen. Denn gerade, weil die Soziale Arbeit – und damit auch die Klinische Sozialarbeit – als Menschenrechtsprofession verstanden werden kann, sollte immer das Wohl der KlientInnen, in diesem Fall der geflüchteten Jugendlichen, im Vordergrund stehen. Geflüchtete sollten die Chance bekommen, genau wie alle anderen Jugendlichen auch, unabhängig von politischen Erwartungen, in ihrer Identitätsarbeit ein selbstbestimmtes und positives Selbstbild zu erlangen; und das auch unabhängig von den Erwartungen durch gesellschaftlichen Druck, wie sie „zu sein haben“.

¹ Für weitere Analysen bezüglich des Einflusses der Medien auf die gesellschaftspolitische Diskussion sowie eine Darlegung des Maßstabs zur Vergleichbarkeit und der Härte von Gesetzesmaßnahmen vgl. z. B. Castro Varela 2018; Rodríguez 2018; Bauman 2016.

1.1 Begründung des Themas und damit verbundene Fragestellungen

Diese Arbeit setzt sich demgemäß mit der Frage auseinander, ob und wie die Klinische Sozialarbeit mit dem Begriff der Identität im Kontext von Jugend und Flucht umgeht und wie sie damit umgehen könnte. Dabei vertritt sie den Anspruch, einen theoretischen Grundstein für die Professionalität im Bereich der Identitätsarbeit zu legen. Das scheint umso notwendiger, da eine fachliche Auseinandersetzung mit Identität im Bereich der Klinischen Sozialarbeit bisher kaum stattgefunden hat und somit durch diese Arbeit ein Beitrag zur Professionalisierung der Klinischen Sozialarbeit geleistet wird. Die Relevanz des Themas ergibt sich unter anderem auch daraus, dass ein fundiertes Wissen über Identität und Identitätsarbeit in Beratungs- und Behandlungsaufgaben helfen kann, die biopsychosoziale Gesundheit der Jugendlichen zu fördern und zu stabilisieren.²

Die Fokussierung auf die Kontextbedingungen Jugend und Flucht ist bedingt durch offensichtliche Forschungslücken im Bereich der Jugend- und Migrationsforschung sowie der damit verbundenen Notwendigkeit einer transdisziplinären und theoretischen Auseinandersetzung (AGJ 2017, S. 16).

Diese Arbeit versteht sich als Bindeglied zwischen Theorie und Praxis, da handlungsleitende Auseinandersetzungen oft eng mit theoretischen Ideen verwoben sind. Der Begriff der Identität wird hier deshalb auch als Analysewerkzeug und Perspektive gleichermaßen behandelt. Auch sei in diesem Zusammenhang auf den ausdrücklichen Anspruch einer kritisch-reflexiven Auseinandersetzung mit der Thematik verwiesen. Denn wie auch Fabian Kessel und Susanne Maurer ausführen, ist eine kritische Auseinandersetzung mit Forschung im Kontext Sozialer Arbeit zwar immer eine Perspektive *auf* die Praxis, dennoch soll sie auch dazu anregen diese *in* der Praxis kritisch zu reflektieren, Herrschaftsverhältnisse in Frage zu stellen und entsprechend reflexiv-professionell zu handeln (Kessel/Maurer 2012, S. 44).

Daraus ergibt sich als zentrale Fragestellung: Welchen Beitrag kann Identitätsarbeit für die Klinische Sozialarbeit leisten? Insbesondere wird auf folgende Teilfragen eingegangen:

- Unter welchen Voraussetzungen erbringt das Konstrukt Identität einen Mehrwert für das klinisch-sozialarbeiterische Handlungsfeld und wie ist Identität dabei zu verstehen?
- Inwiefern ergeben sich hierbei Besonderheiten durch den Kontext Jugend und Flucht?

² Es ist unter anderem zentrale Aufgabe der Klinischen Sozialarbeit, eine Beratungs- und Behandlungsfunktion einzunehmen (Pauls/Mühlum 2005, S. 1). Für eine weitere Auseinandersetzung mit dem Professionsverständnis der Klinischen Sozialarbeit vgl. eben genannten Beitrag von Helmut Pauls und Albert Mühlum.

- Welche theoretischen Annäherungen eignen sich unter Berücksichtigung der genannten Kontexte für die Identitätsarbeit?
- In welchem Verhältnis stehen Theorie und Praxis zueinander?
- Welche Perspektiven müssen eingenommen werden, um soziale Machtstrukturen zu erkennen und wie können Möglichkeiten geschaffen werden, diese aufzuweichen im Sinne einer kritisch-reflexiven Klinischen Sozialarbeit?
- Wie kann Identität in der Klinischen Sozialarbeit erforscht werden?
- Welche Möglichkeiten bietet ein transdisziplinärer Zugang?
- Welche Grenzen ergeben sich bei der theoretischen Annäherung an den Identitätsbegriff für die klinisch-sozialarbeiterische Praxis?

1.2 Aufbau der Arbeit, methodisches Vorgehen und Forschungsstand

Aufbau der Arbeit

Durch die zugrundeliegenden Fragestellungen erschließt sich der inhaltliche Aufbau dieser Arbeit. Zunächst wird im Kapitel 2 die begriffliche Ebene der schwer in eine Gruppe zu fassenden AdressatInnen erarbeitet. Dazu werden Begriffe wie Jugend, Migration, Flucht und die damit verbundenen Bezeichnungen wie (un-)begleitete Geflüchtete diskutiert und in einen sozialpolitischen wie -historischen Kontext gesetzt.

Im Kapitel 3 geht es um eine theoretische Verortung des Identitätsbegriffs und der damit einhergehenden Identitätskonstruktion und -arbeit. Dabei werden verschiedene Modelle vorgestellt, die in eine Arbeitsdefinition einfließen und als Analysewerkzeug, aber auch als Hilfestellung durch handlungsleitende Überlegungen für die Praxis fungieren können. Anschließend wird der definierte Identitätsbegriff im Kontext von Jugend, Migration und Trauma auf seine Gültigkeit hin überprüft und erweitert. Zudem wird kritisch reflektiert, welchen Stellenwert Identität im Flucht- und Migrationskontext in Handlungsfeldern der Klinischen Sozialarbeit – exemplarisch veranschaulicht an der Jugendhilfe und der transkulturellen Kinder- und Jugendpsychiatrie – einnimmt und welche theoretischen Konzepte der hier referenzierten Literatur zu Grunde liegen.

Kapitel 4 setzt sich mit der kritischen Lage der Identitätsforschung im transkulturell-klinischen Setting auseinander. Neben der meist verkürzenden klinisch-psychologischen Forschung wird beispielhaft die Ethnopschoanalyse als transdisziplinärer Ansatz diskutiert. Anschließend

werden ausgewählte sozialwissenschaftliche Ansätze vorgestellt, die anstreben, Defizite in der klinischen Forschung für die Klinische Sozialarbeit auszugleichen.

Kapitel 5 schließlich möchte Antworten auf die Kritik an bisher bestehenden Ansätzen geben und zeigt Ansatzpunkte auf, verkürzenden Annahmen aufzulösen. Dazu scheint es nötig, einen Schritt zurückzutreten und unter anderem mit Hilfe von bekannten Gesellschaftskritikern wie Pierre Bourdieu oder Michelle Foucault und auch durch eine postkoloniale Perspektive die Notwendigkeit gesellschaftsnormierender und unterdrückender Strukturen in Frage zu stellen. Aufbauend auf diesen Konzepten wird dann über Begrifflichkeiten wie Heterogenität, Differenz, Diversität und Intersektionalität diskutiert und darüber, inwiefern Unterscheidungen sinnvoll sind und ob sie zum Abbau gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse beitragen können. Der dritte Teil des fünften Kapitels setzt sich mit ausgewählten alternativen und disziplinübergreifenden Ansätzen auseinander und zeigt auf, dass Perspektivenwechsel einen veränderten Umgang mit der Identitätsarbeit bei, von und mit Geflüchteten bewirken können und so durch eine erweiterte Sicht das professionelle Verständnis ergänzen. Anschließend wird reflektiert, welche Konsequenzen die erarbeiteten Sichtweisen für das Theorie- wie auch Forschungsverständnis haben könnten.

In einem letzten Schritt, Kapitel 6, werden die theoretischen Auseinandersetzungen gebündelt und auf die klinisch-sozialarbeiterische Praxis bezogen. Dabei werden Handlungsmöglichkeiten Klinischer SozialarbeiterInnen in identitätstheoretische Modelle integriert.

Methodisches Vorgehen

Diese Arbeit versteht sich als integrative Theoriearbeit. Dementsprechend wird in allen theoretischen Überlegungen die Relevanz für die Klinische Sozialarbeit als Wissenschaft, aber auch für die Handlungspraxis miteinbezogen. Dabei ist der Ansatz begrifflich weit zu fassen. So können auch sozialpolitische Auseinandersetzungen und Handlungen als Bestandteil der kritisch-reflexiven Klinischen Sozialarbeit verstanden werden.

„Von wissenschaftlichen Erkenntnissen erwartet man in der Moderne also Beeinflussungsmöglichkeiten in Bezug auf die soziale, kulturelle, ökonomische und politische Ordnung“ (Kessl/Maurer 2012, S. 47).

Daraus abgeleitet begründet sich auch die Wichtigkeit einer transdisziplinären³ Arbeit für die Klinische Sozialarbeit. Da das Fach eine sehr junge Disziplin darstellt und die methodischen wie inhaltlichen Auseinandersetzungen bisher sehr begrenzt sind, besteht sogar die Notwendigkeit einer transdisziplinären Arbeitsweise (Gahleitner/Rademacher/Hahn 2015, S. 9). Hinzu kommt, dass die Fragestellung an sich schon transdisziplinär beschaffen ist, da die beinhalteten zentralen Begriffe Gegenstand unterschiedlichster Disziplinen sind. Während Migrations- und Fluchtforschung hauptsächlich in Bereichen der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaften angesiedelt ist (Kleist 2018, S. 21), ist der Fachbereich Psychiatrie neben der Klinischen Sozialarbeit in Medizin, Psychologie und Recht zu verorten. Der Identitätsbegriff selbst, ist Gegenstand in nahezu allen sozial-, kultur-, geistes- und gesundheitswissenschaftlichen Bereichen (vgl. z. B. die Überblicksarbeit von Müller 2011) und begründet deshalb einmal mehr die Notwendigkeit der transdisziplinären Auseinandersetzung (Petzold 2012, S. 407f).

Für die Recherchearbeit ergab sich deshalb eine ausführliche Keyword-basierte Suche in für relevant befundenen wissenschaftlichen Datenbanken, wobei sich diese auf den deutsch- und englischsprachigen Raum beschränkte und sich bei Auseinandersetzungen mit asyl- und ausländerrechtlichen Grundlagen sowie dem Kinder- und Jugendhilferecht auf den aktuellen Stand der BRD bezogen wurde. Die rechtlichen Grundlagen zur Unterbringung in Einrichtungen mit (sozial-)psychiatrischem Hintergrund wurden explizit nicht mit aufgenommen, da institutionelle Rahmenbedingungen die klinisch-sozialarbeiterische Arbeit zwar beeinflussen, aber nicht Gegenstand der behandelten Fragestellung sind. Die Auswahl der Literatur erfolgte aus den Fachbereichen Klinische Sozialarbeit, Soziale Arbeit, Soziologie, Pädagogik, Psychiatrie, (Sozial-/Entwicklungs-)Psychologie und Kulturwissenschaften/Ethnologie. Ein besonderer Fokus lag dabei in allen Bereichen auf den kritisch-reflexiven Auseinandersetzungen innerhalb der sowie zwischen den jeweiligen Fachdisziplinen.

Forschungsstand

Die theoretische wie empirische Auseinandersetzung mit der Thematik in den unterschiedlichen Disziplinen lässt sich grob in drei Bereiche unterteilen. Die Flucht- beziehungsweise Migrationsforschung, die Identitätsforschung und die Identitätsforschung mit dem Fokus auf

³ Der Begriff der Transdisziplinarität wird gegenüber dem der Interdisziplinarität bevorzugt, da explizit die Verzahnung, Zusammenarbeit und Verknüpfung der einzelnen Disziplinen betont werden sollen. Nicht das Zusammenwirken von Disziplinen steht im Vordergrund, sondern das Disziplinübergreifende und -umfassende im Sinne einer Ganzheitlichkeit.

Migration. Auch wenn letztgenannte auf den ersten Blick für die behandelte Fragestellung vielversprechend erscheint, zeigt sich bei näherer Betrachtung, dass es sich hierbei meist um Studien handelt, die die soziale Verortung von den Jugendlichen in den Fokus nehmen, die bereits in der zweiten, dritten oder sogar vierten Generation in Deutschland leben und deren (Groß-) Eltern aus der Türkei stammen. Zwar ergeben sich aus diesen Forschungsarbeiten gewisse Anknüpfungspunkte, oftmals sind aber die rechtlichen wie institutionellen Voraussetzungen doch so anders gelagert, dass die Rahmenbedingungen und die damit verbundenen Möglichkeiten zur Identitätsarbeit bei jugendlichen Geflüchteten andere Forschungsschwerpunkte erfordern. Generell ist aber das Interesse an dem Thema Flucht durch öffentliche Debatten seit 2015 gestiegen und die Anzahl an Studien und Forschungen gewachsen. Eine Gesamtübersicht ist hier jedoch kaum möglich, da die Fluchtforschung in verschiedenen Disziplinen verortet ist und die Veröffentlichungen jeweils disziplineigenen Systematiken folgen. Beispielhaft sind einige neuere Forschungsinitiativen wie das Netzwerk Flüchtlingsforschung⁴ und das Bonn International Center of Conversation (BICC)⁵ anzuführen (Eppenstein/Ghaderi 2017, S. 4). Als besonders interessant für diese Arbeit erweisen sich im Netzwerk Flüchtlingsforschung die Arbeitskreise „junge Geflüchtete“ und „psychische Gesundheit“. Auch wird dort die Zeitschrift „Z'Flucht. Zeitschrift für Flucht- und Flüchtlingsforschung“ publiziert. Hier finden sich vereinzelt für die (Klinische) Sozialarbeit relevante Beiträge wie die Sammelrezension von Andreas Kewes bezüglich Sozialer Arbeit und Fluchtmigration oder die Erhebung von Franka Metzner und KollegInnen, die sich mit sozialer Unterstützung bei geflüchteten jungen Menschen auseinandersetzen (Kewes 2018; Metzner et al. 2018). Weiterhin werden in Publikationen des Journals für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung⁶, das zwei Mal jährlich herausgegeben wird, Migrationsthematiken und Gesellschaftsforschung aus interdisziplinärer und selbstreflexiver Perspektive diskutiert (Redaktion movements 2015, S. 1). Erwähnenswert ist zudem noch das laufende Dissertationsprojekt von Susanne Kersten an der Universität Kassel⁷, die Migrationsbiografien allein reisender Kinder und Jugendlicher untersucht und deshalb einen interessanten Beitrag zum Wissen bezüglich der Identitätsarbeit mit geflüchteten Jugendlichen leisten könnte.

⁴ Frei zugänglich unter der Internetadresse <https://fluechtlingsforschung.net> (Stand: 18.09.2019).

⁵ Ein allgemeiner, interdisziplinärer Überblick über die 646 Forschungsprojekte zum Thema Flucht findet sich außerdem auf der interaktiven Landkarte und Datenbank der BICC, frei zugänglich unter der Internetadresse <https://flucht-forschung-transfer.de/> (Stand 18.09.2019).

⁶ Frei zugänglich unter der Internetadresse <https://movements-journal.org/> (Stand 18.09.2019).

⁷ Die Information ist der Website der Universität Kassel unter dem Link <https://www.uni-kassel.de/fb01/institute/sozialwesen/fachgebiete/soziologie-sozialer-differenzierung-und-soziokultur/dissertationen.html> entnommen (Stand 18.09.2019).

Während Albert Scherr im Jahr 2015 noch beklagt, dass so gut wie keine Grundlagenwerke zur Sozialen Arbeit mit Geflüchteten vorhanden seien (Scherr 2015b, S. 16), hat sich in den letzten zwei Jahren diesbezüglich viel getan. So wurden in den Jahren 2018 und 2019 mehrere Sammelbände zum Thema Migration und Flucht in der Sozialen Arbeit veröffentlicht (Blank/Gögercin/Sauer/Schramkowski 2018; Wartenpfehl 2019b; Bröse/Faas/Stauber 2018). So sieht Birgit Wartenpfehl Migration als zentrales Handlungsfeld der Sozialen Arbeit (Wartenpfehl 2019a, S. 1). Umso mehr müsste die Klinische Sozialarbeit die komplexe Lage Geflüchteter in den Fokus nehmen. Offensichtlich wird aber dem Thema Flucht und Migration in der Klinischen Sozialarbeit trotz der Notwendigkeit aktuell noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, zumindest, wenn dies an der Anzahl von Publikationen gemessen wird. So gab es lediglich eine Ausgabe der Fachzeitschrift für „Klinische Sozialarbeit. Fachzeitschrift für psychosoziale Praxis und Forschung“ (2016), die sich mit der Thematik auseinandergesetzt hat.⁸ Hier besteht also noch erheblicher Nachholbedarf.

Einen Gesamtüberblick zur Identitätsforschung zu schaffen wäre reizvoll, würde aber über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen. Hier wird der Forschungsstand zur Identitätsforschung auf das Themenfeld Flucht im klinischen Setting in Kapitel 4 eingegrenzt und fokussiert.

2. AdressatInnen der Klinischen Sozialarbeit: Jugend und Flucht als Kontext

Dieses Kapitel setzt sich mit wichtigen und relevanten Begrifflichkeiten auseinander und definiert diese so weit wie möglich. Ziel ist es, die Komplexität der AdressatInnengruppe möglichst angemessen zu beschreiben und die damit zusammenhängenden Aufgaben und Aufträge der (Klinischen) Sozialarbeit aufzuzeigen.

2.1 Zur Begriffsbestimmung: Jugend, Jugendphase und junge Menschen

Für den Begriff Jugend gibt es keine einheitliche Definition. In zahlreichen Disziplinen spielt er eine Rolle und wird unter anderem über entwicklungspsychologische, anthropologische, rechtliche und biologische Faktoren bestimmt. Er ist gesellschaftlich bedingt, konstruiert und historisch wandelbar (Ferchhoff 2011, S. 94-101). Während Adoleszenz einen relativ klar definierten, die Altersspanne betreffenden Begriff umfasst, der vor allem auch im medizinischen Kontext Anwendung findet (Clark/Otto/Ritter 2012, S. 177), kann Jugend „als eine Analyse des

⁸ Es handelt sich um Ausgabe mit dem Themenschwerpunkt: Hilfe für Geflüchtete – Herausforderungen für die Klinische Sozialarbeit. Jahrgang 12, Heft 3.

Verhältnisses junger Menschen zur Gesellschaft“ (ebd.) interpretiert werden. Jugend kann demnach als ein Faktor agieren, der soziale Ordnung mitbestimmt (ebd.).

„Die Jugendphase wird von daher durch die mehr oder minder scharf umgrenzte oder bewusste Auswahl einer Mehrzahl von menschlichen Subjekten, die einer bestimmten demographischen Klasse von Altersjahren angehören, charakterisiert“ (Ferchhoff 2011, S. 98).

Nach Klaus Hurrelmann und Gudrun Quenzel ist ein typisches Merkmal der heutigen Jugendphase die „Statusinkonsistenz“ von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 10 und 25 Jahren. Da manche Handlungsmöglichkeiten, die zu einem Erwachsenenleben gehören, schon früh ergriffen werden, andere aber verhältnismäßig spät, ist eine starre altersmäßige Festlegung nicht sinnvoll (Hurrelmann/Quenzel 2016, S. 43).⁹ Auch die soziokulturellen Lebenslagen, Zugehörigkeiten und Orientierungen von Jugendlichen zeigen sich als sehr vielfältig und wandelbar. In der Sozialwissenschaft überwiegt die Auffassung, dass typische „Normalbiographien“ angesichts der gesellschaftlichen Pluralisierung und Individualisierung eher die Ausnahme als die Regel darstellen und die Gruppe „Jugend“ so heterogen wie die Welt selbst ist. Hierbei sei auch noch anzumerken, dass die Pluralisierung der Lebensentwürfe und -formen weniger ein neues Phänomen darstellt, sondern stärker damit zusammenhängt, dass Vielfalt in den Kontext der Öffentlichkeit gerückt und – vielleicht auch infolgedessen – in größeren Teilen der Gesellschaft akzeptiert wird (Gaupp 2017, S. 424f).

Um den Begriff der Jugend definitorisch nicht zu verkürzen, kann – ganz allgemein betrachtet – Jugend beziehungsweise die Jugendphase als Übergang zwischen Kindheit und Erwachsenenalter bezeichnet werden (Ferchhoff 2011, S. 99). Möchte man dennoch etwas konkreter werden, lässt sich nach aktuell gehandhabtem Standard die Jugendphase intern grob unterteilen in die (1) frühe Jugendphase (ca. 12- bis 17-Jährige), welche die pubertäre Phase miteinschließt, die (2) mittlere Jugendphase (ca. 18- bis 21-Jährige), welche die Nachpubertät und den sich entwickelnden Erwachsenen beschreibt und die (3) späte Jugendphase (22- bis maximal 30-Jährige). Jene wird als die Übergangszeit zur Erwachsenenrolle gesehen (Hurrelmann/Quenzel 2016, S. 45).

Begründet durch die dargestellte Komplexität und Uneinheitlichkeit wird in dieser Arbeit auch auf die Umschreibung „junge Menschen“ zurückgegriffen, da dieser Terminus recht wertneutral erscheint und geringeres definitorisches Konfliktpotenzial birgt. Denn während das

⁹ Als Vergleich ziehen sie hier unter anderem heran, dass – im historischen Vergleich – Jugendliche aktuell verhältnismäßig früh die Konsumentenrolle einnehmen, während sich der berufliche Einstieg oder die Gründung einer Familie immer weiter nach hinten verschieben (Hurrelmann/Quenzel 2016, S. 44).

Sozialgesetzbuch der Kinder- und Jugendhilfe unter dem Begriff „Jugendlicher“ nur die 14- bis 18-Jährigen fasst, schließt „junger Mensch“ im gleichen Paragraphen alle Menschen bis einschließlich 26 Jahre ein (§7 Abs 1 SGB VIII). Wenn im Folgenden allerdings aus stilistischen Gründen die Rede von Jugendlichen ist, umfasst die Begrifflichkeit aber alles bereits Aufgeführte und beschränkt sich explizit *nicht* auf die Definition des SGB VIII. Denn:

„Festhalten dürfen wir, dass die Lebensalterseinteilungen und Begriffe von Jugend selbst kontext-, d. h. zeit- und kulturgebunden waren und sind“ (Ferchhoff 2011, S. 94).

Dementsprechend gilt es, den Begriff der Jugend, auch in dieser Arbeit, immer als sozialhistorisch bedingt zu betrachten. Entsprechend eng ist auch die sozialpolitische Dimension damit verknüpft.

Aus der Perspektive der kritischen Sozialarbeit sind Aufgaben der Sozialen Arbeit in der Jugendarbeit und -hilfe automatisch mit jenem politischen Diskurs verbunden, der sich damit beschäftigt, was gesellschaftlich als „Problem“ betrachtet wird. Dies hat wiederum Einfluss auf sozialpädagogische Konzeptionen. Folglich ist der Jugendbegriff beziehungsweise die entsprechende Definition auch davon abhängig, welche Verständnisse institutionell verankert sind und damit einhergehend auch welche Hilfen finanziert werden (Clark et al. 2012, S. 177). Dies gilt es immer miteinzubeziehen, wenn von Jugend, Jugendphase oder jungen Menschen die Rede ist, insbesondere in Arbeitsfeldern der Klinischen Sozialarbeit.

2.2 Zur Begriffsbestimmung: Migration, Flucht und Flüchtling

Mit dem Migrations- beziehungsweise Fluchtbegriff verhält es sich ähnlich wie mit dem der Jugend. Da die Zugänge hier sehr verschieden und die Definitionsmöglichkeiten sehr unterschiedlich sind, beziehen sich die Begrifflichkeiten in diesem Rahmen auf ausgewählte kritische und neuere Ansatzpunkte.

Aktuelle sozialwissenschaftliche Forschungen und Theorien kommen zu dem Schluss, dass Migration als beständiger Prozess zu sehen ist, der eher den Normalfall darstellt als die Ausnahme. Petra Götte legt in ihrem Beitrag aus pädagogisch-historischer Perspektive dar, dass Migration als „Teil menschlicher Verhaltensmuster“ (Götte 2018, S. 3) zu behandeln ist, während sich Albert Scherr und Çiğdem Inan soziologisch vor allem mit der aktuellen gesellschaftlichen Situation auseinandersetzen und konstatieren, dass es nicht (mehr) zeitgemäß sei, die moderne globalisierte Welt in nationalstaatlichen Grenzen zu begreifen, sondern grenzüber-

schreitende Migration eine unverzichtbare Dynamik darstelle und als Teil der Weltgesellschaft zu sehen sei (Scherr/Inan 2017, S. 132).

Auch die Flucht als spezielle Form der Migration ist als ein anhaltender und dynamischer Prozess zu betrachten und nicht als Zustand (Eppenstein/Ghaderi 2017, S. 1). Denn in der Regel ist eine hohe Komplexität von Fluchtursachen beziehungsweise -entscheidungen gegeben: auf politischer, sozialstruktureller, ökonomischer und rechtlicher Ebene. Und deshalb kann Flucht nicht punktuell erfasst werden, sondern sollte in ihrer Ganzheitlichkeit betrachtet werden.

Der Flüchtlingsbegriff unterlag einem Bedeutungswandel. Die sozialhistorische Forschung stellt in ihren Diskussionen den Begriff des „Flüchtlings“ als beeinflusst durch innereuropäische Interessen und Konflikte dar und sieht ihn deshalb als Teil eines gesellschaftlichen Aus Handlungsprozesses (Scherr/Inan 2017, S. 136-138). So zum Beispiel:

„Der Begriff Flüchtling bezeichnet in einflussreichen, politischen, medialen und juristischen Diskursen keineswegs alle Menschen, die sich gezwungen sehen, ihr Herkunftsland zu verlassen. [...] Vielmehr wird mit dem Flüchtlingsbegriff politisch und rechtlich zwischen legitimen und illegitimen Gründen für Migration unterschieden, und dies in einer Weise, die keineswegs unproblematisch ist“ (ebd., S. 131).

Gleichzeitig ist sowohl in der Politik, bei AkteurInnen sozialer Berufe, als auch bei den Selbstzuschreibungen der Migrierten die Definition und Benennung nicht eindeutig geklärt, ob es sich nun um (unbegleitete minderjährige) Flüchtlinge (umF), (unbegleitete minderjährige) Ausländer (UMA), Geflüchtete, Geflohene oder MigrantInnen handelt.¹⁰

Folglich bleibt die Benennung von Menschen, die geflüchtet sind, in nahezu allen Kontexten nicht genau definierbar. Darin ist aber keine Problematik zu sehen: auch im wissenschaftlichen Sprachgebrauch ist der Begriff von Uneindeutigkeit und Ambivalenz geprägt und das sollte er auch bleiben (Eppenstein/Ghaderi 2017, S. 5).

Auch in der sozialpädagogischen Praxis ist es oftmals von Bedeutung, welchen (asyl-)rechtlichen „Status“¹¹ die Menschen besitzen, da davon abhängt, welche Betreuung möglich und erlaubt ist. Hinzu kommen unterschiedliche Unterbringungsformen, welche eine einheitliche konzeptionelle Ausarbeitung für die Praxis der Sozialen Arbeit nahezu unmöglich machen. So können beispielsweise junge Volljährige, die (noch) nicht in ihrem Flüchtlingsstatus anerkannt sind

¹⁰ Die Verwendung von Abkürzungen für ganze Menschengruppen wird als abwertend und diskriminierend empfunden und rückt den einzelnen Menschen aus dem Fokus. Deswegen wird in dieser Arbeit von der Verwendung solcher Begrifflichkeiten wie umF oder UMA abgesehen.

¹¹ Für eine ausführliche Darstellung gesetzlich verankerter Definitionen beziehungsweise aufenthaltsrechtlicher Bestimmungen vgl. z. B. Felder 2019, S. 47-52; Grafe 2013, S. 33-39.

beziehungsweise „nur“ eine Duldung haben oder begleitete Minderjährige in Gemeinschaftsunterkünften untergebracht sein, in denen keine einheitlichen Standards und keine verbindlichen Verpflichtungen bezüglich der Betreuung gesetzlich verankert sind. Zudem fehlen grundsätzlich Beratungskapazitäten für Kinder und Jugendliche (Rehklau 2017, S. 305f/308). Auch durch die ausländerrechtliche Gesetzgebung entstehen mitunter diskriminierende Ungleichbehandlungen, die Susanne Spindler an einem Praxisbeispiel veranschaulicht. So durften Asylbewerber mit „guten Bleibeperspektiven“ einen sogenannten Welcome-Sprachkurs besuchen, während Geflüchteten aus bestimmten Herkunftsländern diese Chance verwehrt wurde. In diesem Beispiel wurde eine Sozialpädagogin konkret mit Diskriminierungspraxen konfrontiert, da sie nach der Nationalität fragen musste, um zu entscheiden, ob sie einen Flyer für den Sprachkurs übergeben konnte oder nicht (Spindler 2018, S. 578). Da sich gerade auch die migrationsbezogene Soziale Arbeit vorrangig als Menschenrechtsprofession identifiziert (Scherr 2015b; Rehklau 2017; Gögercin 2018), sind die geschilderten Situationen als sehr diffizil zu bewerten und es sollte in diesem Zusammenhang, nebst der Verantwortung auf politischer Ebene, Aufgabe der (Klinischen) Sozialarbeit sein, diesen Zustand anzuprangern und im Rahmen der Möglichkeiten zu verändern. Im oben ausgeführten Beispiel von Spindler konnte die Sozialpädagogin durch Aushandlungsprozesse auf kommunaler Ebene bewirken, dass all ihre KlientInnen, unabhängig von ihren Herkunftsn, den Sprachkurs besuchen durften und das A1-Zertifikat erhielten (Spindler 2018, S. 579).

2.3 Begleitete und unbegleitete junge Geflüchtete

Da in dieser Arbeit jugendliche Geflüchtete die AdressatInnengruppe darstellen, soll hier kurz auf die (psycho-)soziale und die damit verbundene sozialpolitische Situation jener eingegangen werden. Der Hauptfokus liegt hierbei nicht darin, rechtliche Grundlagen von geflüchteten Jugendlichen zu diskutieren, da hierzu bereits zahlreiche Werke publiziert wurden und in dieser Arbeit kein nennenswerter Beitrag für diese Diskussion geleistet werden könnte¹²; vielmehr soll die Vielfalt der heterogenen Gruppe dargestellt werden. Da in sozialarbeitswissenschaftlichen Publikationen aber vornehmlich Bezug auf die oft bezeichneten „unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge“ (umFs) genommen wird und dies auch durch institutionelle Veranker-

¹² Für die rechtlichen Grundlagen und sozialpolitische Diskussionen bezüglich (unbegleiteter) minderjähriger Flüchtlinge vgl. z. B. Beträge in Fischer/Graßhoff 2016; Weeber 2018.

ungen bedingt ist, lässt sich eine kurze Auseinandersetzung mit den verschiedenen Begrifflichkeiten nicht umgehen.

Als „unbegleitete minderjährige Flüchtlinge“ werden junge Menschen bezeichnet, „die ohne für sie rechtlich zuständige Person (Eltern oder Vormund) in die Europäische Union einreisen“ (Kilian 2019, S. 185). Dabei ist in Deutschland die Eigenschaft „unbegleitet“ nicht eindeutig rechtlich definiert, während bei dem Begriff „minderjährig“ auf das Bürgerliche Gesetzbuch zurückverwiesen werden kann (§2 BGB). Unbegleitete minderjährige Geflüchtete lassen sich schwer in eine Gruppe fassen, da sie die unterschiedlichsten (traumatischen) Erfahrungen gemacht haben und aus verschiedensten sozialen, familiären wie finanziellen Verhältnissen kommen. Neben der Sozialisation variiert auch der Bildungsgrad der Jugendlichen stark (Menesch/Keller 2016, S. 214). Durch eine Gesetzesänderung des Bundesfamilienministeriums im Jahr 2015¹³ wurde der Begriff „unbegleitete minderjährige Ausländer“ (UMA) eingeführt, mit der Begründung, dass bei nicht geprüften Asylanträgen nicht per se von einem Fluchthintergrund ausgegangen werden könne. Dies kritisiert unter anderem der Bundesfachverband für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (BumF) stark, da mit der Begrifflichkeit „AusländerIn“ besondere Bedürfnisse auf Grund von traumatisierenden Fluchterfahrungen potenziell unterschlagen werden. So schreibt er in einer Stellungnahme:

„Flüchtling zu sein bedeutet zudem nicht nur, den besonderen Schutz durch den Aufnahmestaat zu genießen, sondern auch, gesellschaftliche Akzeptanz zu erfahren. Die Bezeichnung ‚Ausländer_in‘ begründet sich demgegenüber ausschließlich durch eine Nicht-Zugehörigkeit und lässt die tatsächliche Schutzbedürftigkeit und Vulnerabilität außen vor“ (BumF 2015, S. 1).

Und in der Tat ist es so, dass bis zu 97 % der ca. 30.000 im Jahr 2015 in Deutschland angekommenen, unbegleiteten minderjährigen Flüchtlinge traumatische Erfahrungen gemacht haben. Damit zählen sie zu einer hochvulnerablen Gruppe, auch weil ihnen wichtige Schutzfaktoren fehlen, wie etwa die soziale Unterstützung durch die Familie (Kleefeldt/Dienemann 2017, S. 131). Dennoch ist es wichtig zu beachten, dass jugendliche Geflüchtete eben auch Jugendliche sind und im Defintionskontext die Gefahr besteht, dass kulturelle Zuschreibungen als Erklärungsmuster für jugendliches Verhalten vorgeschoben werden. Ebenso können auffällige Verhaltensweisen durch Traumata bedingt sein (vgl. hierzu auch 3.5). Gleichzeitig sollten die (früheren) Lebenswelten beachtet und nicht verleugnet werden und die Sozialisation der

¹³ Änderung des Gesetzes zur Verbesserung der Unterbringung, Versorgung und Betreuung ausländischer Kinder und Jugendlicher, umgangssprachlich auch „Umverteilungsgesetz“ genannt, zum 01.11.2015 im SGB VIII, §42/88/106.

Jugendlichen miteinbezogen werden (Gravelmann 2016, S. 59f). Um diese Faktoren gleichermaßen zu berücksichtigen, wird in dieser Arbeit auch deshalb von einer Umschreibung durch Flüchtling oder AusländerIn abgesehen, da die rechtliche Definition und die Fokussierung auf den „Status Flüchtling“ für eine Reflexion mit Identität nicht im Vordergrund stehen. Vielmehr wird hier das „Mensch-sein“ in den Vordergrund gerückt und – wie sich im Verlauf der Arbeit noch zeigen wird – sollte dies auch der zentrale Ansatzpunkt für eine kritische Reflexion Klinischer Sozialarbeit sein.

Wie aus Zahlen des statistischen Bundesamts hervorgeht, ist die Datenlage bezüglich der Versorgung und der Versorgungsqualität von unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten wesentlich differenzierter als die bei begleiteten Minderjährigen. Und das, obwohl, statistisch gesehen, die meisten Minderjährigen nicht unbegleitet migrieren. Auch im sozialpädagogischen Diskurs liegt der Hauptfokus auf den unbegleiteten Minderjährigen. Gleichzeitig ist es schwierig, bezüglich der Qualität der Versorgung allgemeine Aussagen zu treffen, da die Versorgung in vielen Punkten Länder- beziehungsweise Kommunensache und deshalb schwer überregional erfassbar ist. Dies kann dazu führen, dass sich qualitativ erhebliche Unterschiede in der Versorgung und der Unterbringung Minderjähriger ergeben und die Entscheidungen über die Einzelnen von dem jeweilig zuständigen Jugendamt beziehungsweise der jeweiligen Regierung abhängig sind (Weeber 2018, S. 605; Rehklau 2017, S. 316f). Um Ohnmachts- und Verunsicherungsgefühle bei den Jugendlichen zu verringern, ist die Kommunikation und Zusammenarbeit zwischen den Beteiligten, die in die Situation der Jugendlichen eingebunden sind, notwendig. Hierzu zählen beispielsweise die Jugendhilfeeinrichtung, das Jugendamt, die jeweiligen Vormünder, das Bundesamt für Migration und Familie (BAMF), die jeweiligen PsychotherapeutenInnen, und die jeweils zuständige kommunale Ausländerbehörde (Kleefeldt/Dienemann 2017, S. 133).

Zwar sind unbegleitete minderjährige Geflüchtete mit Sicherheit eine der vulnerabelsten Gruppen; dennoch sollte nicht vergessen werden, dass auch geflüchtete Jugendliche mit Begleitung extremen Situationen ausgesetzt waren und auch in ihrer gegenwärtigen Lage noch sind, wie beispielsweise durch Unterbringung in Gemeinschaftsunterkünften. Die schlechten Lebensbedingungen begleiteter Geflüchteter und die damit verbundenen Belastungen belegt auch eine Studie, die 2017 vom Deutschen Jugendinstitut herausgegeben wurde (Lechner/Huber 2017, S. 38-46). Begleitete Minderjährige sind zum Verbleib in der Aufnahmeeinrichtung verpflichtet. Durch neuere gesetzliche Aufweichungen kann dieser Aufenthalt bis zu zwei Jahre dauern und ist auch durch die dortigen Lebensbedingungen in Bezug auf das Kindeswohl als höchst

kritisch zu bewerten (Méndez de Vigo 2018, S. 11f). Dies hat damit auch Auswirkung auf die Identitätskonstruktion der Jugendlichen.

„Die Identitätsbildung von Flüchtlingskindern kann durch den doppelten Verlust – einerseits der gewohnten elterlichen Schutzrolle und andererseits des ‚potenziellen Raumes‘ – nachhaltig beeinflusst werden“ (Weeber 2018, S. 611).

Bei begleiteten Jugendlichen kann der „doppelte Verlust“ zur Parentifizierung durch traumatisierte Eltern führen, die sich genauso wie bei Unbegleiteten durch das Fehlen einer elterlichen Schutzrolle auswirken kann. Auch der durch die Flucht bedingte Verlust von sozialem, ökonomischem und kulturellem Kapital im Sinne von Pierre Bourdieu¹⁴ stellen bei Geflüchteten nicht zu vernachlässigende Risikofaktoren dar (Weeber 2018, S. 610).

Der Hauptunterschied der beiden Gruppen liegt in der Praxis aber trotz allem in den Möglichkeiten der Unterbringung und der damit verbundenen psychosozialen wie pädagogischen Unterstützung. Während unbegleitete (minderjährige) Geflüchtete in der Regel in der (stationären) Jugendhilfe angegliedert sind und damit in einer höheren Intensität Beziehungsarbeit zwischen den Jugendlichen und den SozialarbeiterInnen stattfinden kann, haben Fachkräfte allein auf struktureller Ebene einen eingeschränkten Zugang, die begleiteten Jugendlichen zu betreuen und zu beraten. Hier liegt eine große Herausforderung für die Jugendhilfe. Denn rein rechtlich haben Jugendliche und ihre Familie mit Zeitpunkt der Einreise in Deutschland uneingeschränkter Zugang zu individuellen Unterstützungsangeboten nach dem Kinder- und Jugendhilfegesetz (Méndez de Vigo 2018, S. 14). Auf praktischer Ebene ist dies aber schwer umsetzbar und gerade in Bezug auf Unterstützung bei Identitätsarbeit, kann klinisch-sozialarbeiterische Hilfe in einem viel eingeschränkteren Rahmen als beispielsweise in einer von SozialarbeiterInnen betreuten vollstationären Jugendhilfeeinrichtung geleistet werden. Auch in der stationären Jugendpsychiatrie ist die Intensität der Handlungsmöglichkeiten der Klinischen Sozialarbeit stark davon abhängig, welche Betreuungsschlüssel innerhalb der Institution zugelassen werden.

Eine weitere Besonderheit der AdressatInnengruppe erwächst aus dem Umstand, dass der Anteil der eingereisten unbegleiteten Mädchen gering ist, aber im letzten Jahr einen deutlichen Anstieg zu verzeichnen hatte. Dabei ist der Anteil der weiblichen Minderjährigen, die im Jahr 2018 unbegleitet einreisten, auf 17% gestiegen; 2017 lag der Anteil noch bei 12%. Deshalb fordert zum Beispiel der BumF, dass die Bedarfe von geflüchteten Mädchen durch die Jugendhilfe stärker fokussiert werden sollten. Auch sind viele junge Mütter unter den Geflüchteten,

¹⁴ Für Ausführungen der Kapitalsorten von Bourdieu vgl. z. B. Kalinowski 2007, S. 30-35 und Bourdieu 1983.

was die Jugendhilfe und Schulen vor weitere Herausforderungen stellt (BumF 2019, o.S.). Auch hier können die Betreuungs- und Hilfsangebote sehr unterschiedlich ausfallen und müssen individuell angepasst werden.

Wie bereits in 2.1 dargelegt wurde, beschränkt sich aber die Jugendphase nicht auf die Minderjährigkeit. Dies stellt eine weitere Herausforderung für die (Klinische) Sozialarbeit dar, da in der Regel Jugendliche über 21 Jahre nicht mehr in der Jugendhilfe angebunden sind, auch wenn noch weiterer Hilfebedarf bestünde. Die Kontaktmöglichkeiten zu den jungen Menschen jenseits einer bestimmten Altersgrenze werden damit für (Klinische) SozialarbeiterInnen erheblich erschwert. Für Jugendliche zwischen 18 und 21 Jahren (die sogenannten „jungen Volljährigen“) bestehen Übergangsregelungen und sie können in der Regel weiter in den Einrichtungen der zuständigen Jugendhilfe betreut werden; auch wenn hier das jeweilige Jugendamt die Entscheidungsbefugnis gegenüber der Weitergewährung von Hilfe innehat und – wie dies bei institutionell verankerten Prozessen der Fall sein kann – dies unter Umständen eine Erschwernis bedeutet. Denn in der Praxis ist es so, dass sich die Dauer der Hilfestellung je nach Amt erheblich unterscheidet (Kilian 2019, S. 188/190). So kritisiert Juri Kilian weiter:

„In Deutschland wird in der Praxis der Jugendhilfe relativ wenig Beachtung auf die Lebensphase des jungen Erwachsenenalters gelegt, obwohl Studien schon seit längerer Zeit auf die Bedeutung dieser Lebensphase für die Sozialisation junger Menschen hinweisen“ (Kilian 2019, S. 191).

3. Identität: Theoretische Annäherung an ein vages Konstrukt

Im folgenden Kapitel wird sich dem Begriff der Identität auf vielfältige Weise angenähert und versucht ihn möglichst multiperspektivisch zu definieren. Dabei kann das Konzept der Identität als Diagnostik- oder Analysewerkzeug verstanden werden, das zu einem besseren Verständnis des Gegenübers verhelfen kann und gleichzeitig Bezugspunkte bietet, in der Praxis ressourcenorientierte Identitätsarbeit zu fördern. Nebst der Relevanz des Begriffs für die Klinische Sozialarbeit wird auch darauf eingegangen, wie einzelne Fokussierungen den Identitätsbegriff prägen. Identitätsarbeit wird hier als ein komplexer, lebenslanger Prozess betrachtet, der zwar von den einzelnen Menschen bestimmt und definiert wird, gleichzeitig aber auch geprägt und beeinflusst von sozialisatorischen Faktoren ist, einschließlich den Handlungen Klinischer SozialarbeiterInnen. Die Fachkräfte sollten sich deshalb der eigenen Handlungsmacht bewusst sein und durch Beobachtung von Identitätsarbeit die jungen Menschen *bei* dieser Arbeit unterstützen

und *mit* ihnen gemeinsam Chancen erarbeiten, wie sie selbstbestimmt ihren Lebensweg beschreiten können.

3.1 Warum Identitätsarbeit?

Warum stellt gerade für die Klinische Sozialarbeit Identitätsarbeit eine wichtige Aufgabe dar? Diese Frage gilt es hier zu beantworten.

Heiner Keupp formuliert treffend:

„Identitätskompetenz als subjektive Verarbeitungsmöglichkeit von gesellschaftlichen ‚Entbettungserfahrungen‘ und als eine unabschließbare Passungsarbeit zwischen innerer und äußerer Welt ist eine neue Bedingung für individuelle Zukunftsfähigkeit und bedarf der gezielten professionellen Unterstützung“ (Keupp 2005b, S. 38).

Gerade in Arbeitsfeldern der Klinischen Sozialarbeit spielen Erfahrungen der KlientInnen mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen eine entscheidende Rolle. Denn in der Regel sind sie in Hilfesystemen eingegliedert, weil sie in ihrer aktuellen Situation noch nicht oder nicht mehr mit gesellschaftlichen Veränderungen zurechtkommen. Diese soziale Gesamtsituation wirkt sich auf die Gesundheit aus beziehungsweise ist dadurch bedingt (Pauls 2013b, S. 11).

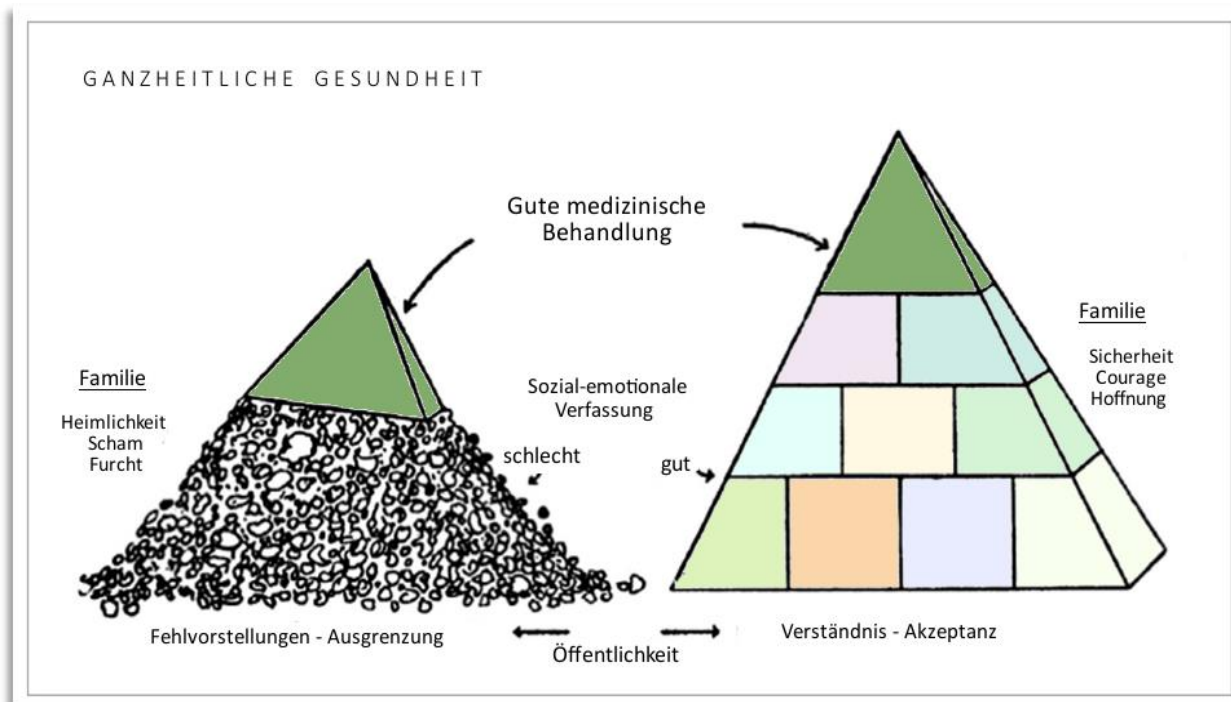


Abbildung 1: Die Wichtigkeit der ganzheitlichen Betrachtung von Gesundheit (Eigene Darstellung, nach dem Modell von Hermann/Jacoby, vgl. Pauls 2013a, S. 19)

Dem professionellen Handeln der Klinischen Sozialarbeit liegt die Annahme des biopsychosozialen Modells zugrunde, welches davon ausgeht, dass der Erfolg einer – auch wenn dieser Begriff im sozialpädagogischen Kontext etwas zu objektivierend erscheint – „Behandlung“ von einer funktionierenden biopsychosozialen Gesamtkonzeption abhängt, welches wiederum wesentlich von der subjektiven Wahrnehmung und Deutung der KlientInnen beeinflusst ist und das Ziel hat, die psychosoziale Passung zwischen KlientInnen(-systemen) und Umwelt zu verbessern (Pauls 2013b, S. 17; ders. 2013a, S. 18f.). Abbildung 1 veranschaulicht bildlich die Relevanz von psychosozialen Faktoren für die Gesundheit.

Auch nach einem biopsychosozialen Verständnis kann die eigene (individuelle) Identität nicht ohne ein Gegenüber wahrgenommen werden (Tatschl 2017, S. 16). Dies können Klinische SozialarbeiterInnen nutzen, um so KlientInnen zu befähigen, sich in einer konstruktiven Art und Weise mit deren eigener Identität auseinanderzusetzen.

Das Modell der Alltäglichen Identitätsarbeit dient als gutes Beispiel Anknüpfungspunkte für die (Klinische) Sozialarbeit aufzuzeigen. Denn Alltägliche Identitätsarbeit wird zum einen durch Kohärenz in Narrationen, in denen es darum geht, Erlebtes zu strukturieren und interpretieren, hergestellt,¹⁵ zum anderen hilft Anerkennung durch Integration, Gleichberechtigung, Mitbestimmungs- beziehungsweise Mitspracherecht dabei, Identitätsarbeit alltäglich zu verwirklichen. Das verbindende Glied – Authentizität – entsteht schließlich durch das subjektive Gefühl von Stimmigkeit und Sinnhaftigkeit (Keupp 2005b, S. 39f.). Nahezu alle genannten Faktoren einer gelingenden Alltäglichen Identitätsarbeit sind Ziele und Aufgaben einer professionellen Klinischen Sozialarbeit. Im folgenden Zitat verdeutlicht Keupp noch einmal die Wichtigkeit von Identitätsarbeit in der Sozialpsychiatrie, welche ein zentrales Arbeitsfeld der Klinischen Sozialarbeit darstellt:

„Gerade aber unser Wissen über Salutogenese zeigt, dass Gesundheit und Identitätsgewinnung entscheidend von Sinn- und Kohärenzfindung abhängen. Erforderlich ist die Ermöglichung und Förderung einer selbstbestimmten Suche nach Lebenssinn, Identität und Eigensinn. Das sehe ich **als zentrales Mandat** der Sozialpsychiatrie“ (Keupp 2010b, S. 25, Hervorhebung M.M.).

Ersichtlich wird bei der Auseinandersetzung mit der Thematik, dass sowohl das Subjekt eigenständig in der Verantwortung steht, seine Identität zu gestalten, gleichzeitig aber Sozialarbeit-

¹⁵ Im Wesentlichen helfen kohärente Narrationen subjektive Sinnhaftigkeit zu erfahren, Erlebtes verstehbar zu machen und das Gefühl zu vermitteln, ein selbstbestimmtes Leben führen zu können. Auf genauere Ausführungen des Konzepts der Alltäglichen Identitätsarbeit wird aber im weiteren Verlauf noch eingegangen, die Nennung in diesem Kontext dient zur Veranschaulichung. Zum Begriff der Kohärenz vgl. Antonovsky 1997.

erInnen systematisch dabei helfen können, das Individuum in seiner Identitätsarbeit gezielt zu unterstützen, zu fördern und zu reflektieren; eben das Subjekt „zukunftsfähig“ zu machen, wie es Keupp formulieren würde. Und damit stellt Identitätsarbeit einen zentralen Bestandteil in Praxis wie Theorie der Klinischen Sozialarbeit dar.

3.2 Identität: Ein Arbeitsbegriff in Anlehnung an Heiner Keupp

Wie bereits dargestellt, ist der Identitätsbegriff ein häufig erwähnter, definierter, dekonstruierter und umstrittener Terminus. Um nun diese komplexe und gleichzeitig diffuse wissenschaftstheoretische Lage bezüglich des Identitätsbegriffs ein wenig einzugrenzen, nähert sich das folgende Kapitel einer für diese Arbeit (und vielleicht auch darüber hinaus) relevanten Definition an. Dabei stellt der Identitätsbegriff nach Heiner Keupp die Basis dar. Auf dieser aufbauend wird im darauffolgenden Kapitel die Konzeption durch die Alltägliche Identitätsarbeit und um eine kulturwissenschaftliche Perspektive erweitert, um schließlich einen eigenen, eklektischen Arbeitsbegriff zu definieren.

3.2.1 Der Identitätsbegriff

Der emeritierte Professor für reflexive Sozial- und Gemeindepsychologie Heiner Keupp beschäftigt sich unter anderem mit der Verschränkung von soziologischen und psychologischen Perspektiven, indem er sich mit Themen der Jugendforschung, der Gesundheitsforschung, sozialer Netzwerkforschung und Gemeindeversorgung sowie individueller und kollektiver Identität auseinandersetzt und hat den Begriff „Patchwork-Identität“ geprägt, der zu einem „der“ aktuellen Identitätskonzepte in den Sozial- und Geisteswissenschaften zählt (vgl. z. B. Keupp 2005b, S. 144; Nierobisch 2016, S. 27; Keupp 2016). Nach Keupp ist die Moderne und die pluralisierte Gesellschaft ein Entstehungsgrund für die vielen Möglichkeiten, Identität zu individualisieren und frei zu gestalten. Dementsprechend ist die Idee der Konstruierbarkeit der eigenen Identität ein grundlegender Gedanke der gesellschaftlichen Moderne (Keupp et al. 2008, S. 70f). Keupp sieht *Identitätsarbeit* als eine Passungsleistung, und somit die Identität als:

„[...] das individuelle Rahmenkonzept einer Person, innerhalb dessen sie ihre Erfahrungen interpretiert und das ihr als Basis für alltägliche Identitätsarbeit dient. In dieser Identitätsarbeit versucht das Subjekt, situativ stimmige Passungen zwischen inneren und äußeren Erfahrungen zu schaffen und unterschiedliche Teilidentitäten zu verknüpfen“ (Keupp et al. 2008, S. 60).

Subjekte haben also Teilidentitäten beziehungsweise patchworkartige Identitätsmuster, die dadurch hergestellt werden, dass die Individuen durch Erfahrungsmaterialien patchworkartige Gebilde formen (Keupp 2005a, S. 1/4). Dabei ist Identität als eine Beziehung zu sehen und nicht als eine Eigenschaft. Deshalb entwickelt sie sich nur im Zusammenspiel mit anderen Individuen und kann nie losgelöst vom sozialen Kontext sein, sondern ist eine soziale Realität. Denn ein Mensch agiert innerhalb jeweils unterschiedlicher (sozialer) Rollenvorgaben und Rollenmodellen, die durch soziale Zuschreibungen zustande kommen. Identität erwächst also nicht mehr nur aus Normen und Werten, die man annimmt, sich herausucht und festlegt oder die durch die Gesellschaft festgelegt sind, sondern entwickelt sich durch konkrete soziale Interaktionen, manifestiert in den jeweiligen Lebenswelten (Keupp et al. 2008, S. 95f/99).

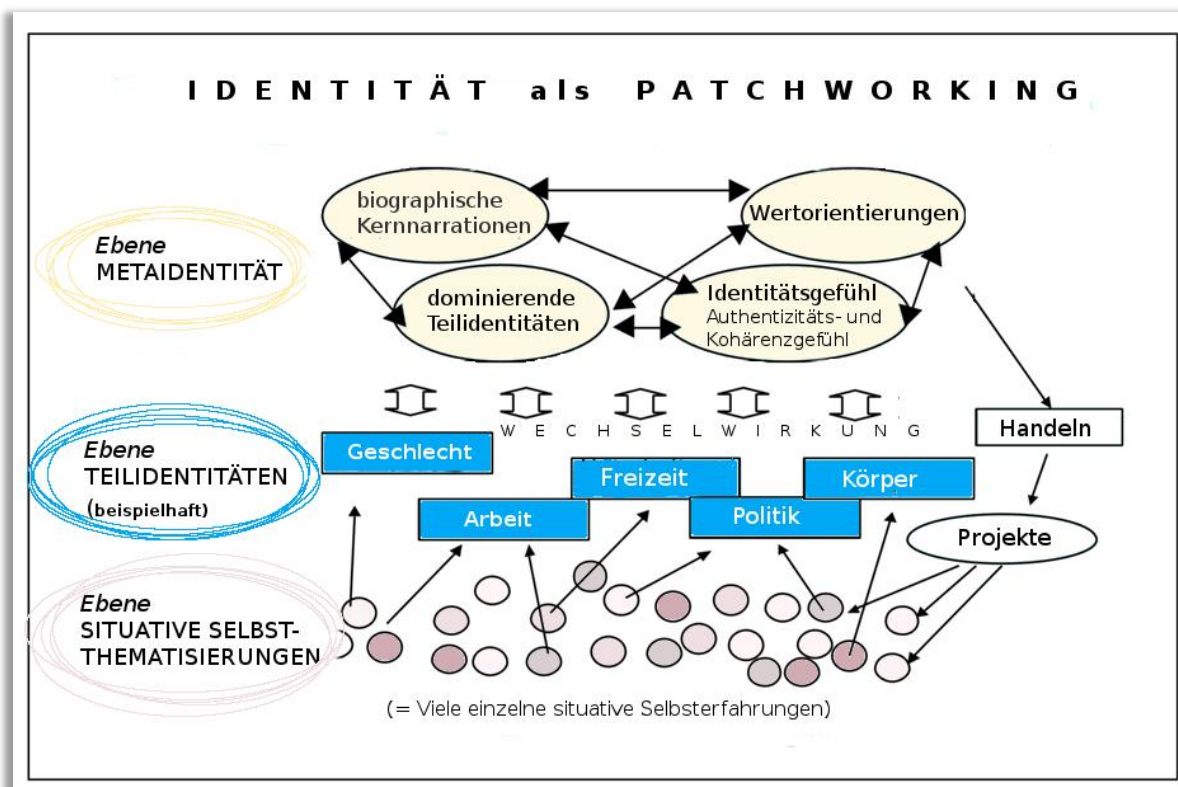


Abbildung 2: Identitätsmodell nach Keupp (Eigene Darstellung, vgl. Keupp 2005a, S. 10)

Weiter hat Keupp ein Modell entwickelt, das den komplexen Herstellungsprozess von Identität und deren verschiedene Ebenen mit ihren Wechselwirkungen illustriert.¹⁶ Abbildung 2 zeigt auf, wie die Identitätsarbeit als Verknüpfung zwischen den verschiedenen Teilidentitäten und deren Bedingungsfaktoren stattfindet. Dabei hat die Identitätsarbeit eine innere und eine äußere

¹⁶ Wobei an dieser Stelle noch einmal zu erwähnen ist, dass nach Keupps Verständnis Identität einen nie abgeschlossenen Prozess darstellt, sondern fluide ständig neu konstruiert wird und sich verschiebt.

Dimension. Die nach außen gerichtete ist die Passungs- und Verknüpfungsarbeit zwischen den anderen Individuen (Keupp 2005a, S. 10). Soziale Netzwerke spielen deshalb als dialogisches Moment eine zentrale Rolle im Identitätskonstruktionsprozess (Keupp et al. 2008, S. 99). In den sozialen Rollen, die vom Einzelnen angenommen werden, werden Erfahrungen gesammelt, die nicht nur für die ausgeübte Rolle stehen, sondern auch „spezifische Selbsterfahrungsbereiche“ (ebd., S. 100) abdecken. Denn eine Person kann bemerken, dass sie nicht nur der Mensch ist, der von seinen Rollen vorgegeben wird, sondern da noch „irgendetwas dazwischen“ ist, was sie auch zu sein scheint. Das Subjekt muss also zum einen die Rollen erfüllen, die von ihm erwartet werden, Handlungsfähigkeit besitzen und in seinem Selbst von anderen anerkannt werden, zum anderen aber auch noch etwas spezifisch Individuelles haben, was die eigene Persönlichkeit ausmacht. Die nach innen gerichtete Synthesearbeit ist die logische Konsequenz der äußeren Dimensionen als Verknüpfung der verschiedenen von Außen eingebrachten und erlebten Bezüge. In jener Verknüpfungsarbeit ordnet das Subjekt seine Selbsterfahrungen in einer zeitlichen Perspektive zwischen Verganem, Gegenwärtigem und Zukünftigem ein. Zudem wird die Selbsterfahrung unter bestimmten erfahrenen Gesichtspunkten, also sozialen Rollen, verknüpft. Außerdem werden erlebte Situationen zwischen bereits vorhandenen, abgeänderten oder neuen Erfahrungen eingefügt. Gelingt diese Arbeit, gibt sie dem Individuum das Gefühl von Authentizität und Sinnhaftigkeit der eigenen konstruierten Identität (ebd. S. 96/190; Keupp 2005a, S. 10).

Konkret benennt Keupp hierzu sieben Ressourcen für gelingende Identitätsarbeit, die gute Anknüpfungspunkte für die praktische Arbeit bieten und deshalb im anschließenden Kapitel aufgegriffen werden.

Das folgende Zitat gibt die letztendliche Sinnhaftigkeit von Identitätsarbeit zusammenfassend und präzise wieder:

„Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn“ (Keupp 2005a, S. 9).

3.2.2 Identitätsarbeit als Ressourcenarbeit

Wie gerade angesprochen, sind auch Ressourcen in Keupps Identitätskonzept von zentraler Bedeutung, was einmal mehr die Relevanz dieser Identitätstheorie für die ressourcenorientierte Klinische Sozialarbeit untermauert. In dem Konzept geht es dabei nicht nur um die objektiv

vorhandenen Ressourcen, sondern auch um die (Nicht-)Wahrnehmung beziehungsweise (Nicht-)Erschließung einer Ressource. Die Transformationsleistung der Jugendlichen ist dabei von zentraler Bedeutung (Atabay 2012, S. 59f).

„Mit dem Hinweis auf ‚Identität als Ressourcenarbeit‘ greift Keupp u.a. auf die Kapitaltheorie Bourdieus zurück. Entscheidend ist dabei, wie ökonomische, kulturelle und soziale Ressourcen in identitätsrelevante Abläufe übersetzt werden. Dabei kommt es zu einer Transskriptionsleistung ‚äußerer Kapitalien‘ in ‚innere Kapitalien‘“ (Nierobisch 2016, S. 35).

Entscheidend bei diesen Transformations- beziehungsweise Transkriptionsleistungen der Kapitalien (Bourdieu) – im Speziellen des sozialen Kapitals – nach „innen“, ist hierbei die Umsetzung durch die Übersetzungskategorien (1) Optionsraum, welcher sich zum Beispiel in Form von Netzwerken äußert, (2) subjektive Relevanzstruktur, welche innerhalb sozialer Netzwerke ausgehandelt und beispielweise implizit durch Medien repräsentiert wird und (3) Bewältigungsressourcen, bei der das Netzwerk eine Stütze und einen Rückhalt anbietet. Aber auch kulturelles und ökonomisches Kapital ließen sich mühelos einordnen, zumal die Kapitalien nicht als separate Einheiten zu betrachten sind und sich gegenseitig ständig bedingen und entsprechend zu (keiner) Kapitalanhäufung führen (Keupp 2008 et al., S. 202-204; Atabay 2012, S. 60f).

Aus diesem Prozess arbeitet Keupp sieben relevante Ressourcen heraus:

(1) *Lebenskohärenz* beschreibt das Gefühl bei einem Subjekt, dass es einen Zusammenhang und einen Sinn im Leben gibt, der nicht unbeeinflussbar und vorgegeben durch das „Schicksal“ ist. Es ist als eine geistige Haltung zu verstehen, die das Bewusstsein beinhaltet, Probleme in einem sinnvollen Zusammenhang zu sehen und über Problemlösestrategien zu verfügen. So haben Heranwachsende mehr psychosomatische Beschwerden, je geringer der Kohärenzsinn ist (Keupp 2007, S. 18f).

Auch das sogenannte (2) „*Boundary Management*“, also die Fähigkeit Grenzen zu setzen, nennt Keupp als Ressource. Durch die vielen Optionen und Möglichkeiten, die Jugendliche in der heutigen globalisierten Welt haben, fällt es ihnen schwer, sich zu begrenzen und sie stehen im Zwiespalt zwischen Restriktionen und Möglichkeiten. Deshalb greifen sie oft zu extremeren Methoden und Grenzüberschreitungen, wie beispielsweise Drogenkonsum, Gewalt und selbstschädigendem Verhalten, um sich selbst nicht vorhandene Grenzen neu zu schaffen (ebd., S. 23). Inwiefern dies auch auf geflüchtete Jugendliche zutrifft, da nicht zwangsläufig von gleichen Sozialisationsbedingungen wie in Deutschland aufgewachsenen Jugendlichen ausgegangen werden kann, kann diskutiert werden. In diesem Kontext gewinnt dagegen die Abgrenzung

von „anderen“, hin zu den geflüchteten Jugendlichen, an Gewicht. Trotzdem stellt das „Boundary Management“ eine wichtige Bewältigungsressource dar.

(3) *Soziale Ressourcen* beschreiben nach Keupp die verfügbaren Mittel, die bei Belastungssituationen vorhanden sind. Familiären und freundschaftlichen Netzwerken kommt dabei eine große Bedeutung zu. Sie geben Rückmeldung über die Identitätsstrategien, haben eine Filterwirkung gegenüber kulturellen und medialen Botschaften und helfen bei der Bewältigung von Krisen und Belastungen. Deshalb ist die soziale Kompetenz für Jugendliche von hoher Wichtigkeit (ebd.).

Auch (4) *materielle Ressourcen* beeinflussen die Identitätsarbeit. Bei von Armut betroffenen Kindern bemisst sich der (psychische) Gesundheitszustand vergleichsweise schlecht. Durch Armut ist auch das identitätsstiftende Zugehörigkeitsgefühl gefährdet, da Exklusionserfahrungen überwiegen und somit materielle Ressourcen die Zugangsvoraussetzung für Lebenschancen sind (ebd., S. 25).

(5) *Anerkennungskulturen* sind für Jugendliche wichtig, um Lebenssouveränität zu erlangen. Nach Keupp ist die gesellschaftliche Strukturveränderung eine zentrale Ursache für die wachsende Herausforderung, Lebenssouveränität zu erlangen, denn traditionelle Rollenmuster sind nur noch in geringem Maße vorhanden. Deshalb verschwindet die Selbstverständlichkeit anerkannt zu werden, wenn das Individuum den Rollenmustern entspricht. Stattdessen muss heute mehr auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene Anerkennung erworben werden (ebd., S. 26).

In diesem Zusammenhang nennt Keupp auch (6) *interkulturelle Kompetenzen*, da unsere Gesellschaft eine immer größer werdende Vielfalt an Lebenskonzepten entfaltet und die Anzahl der Kinder und Jugendlichen mit „Migrationshintergrund“ steigt. Gleichzeitig haben die Jugendlichen unterschiedliche soziokulturelle Erfahrungs- und Lernvoraussetzungen, die es zu beachten gilt (ebd.). Gerade bei geflüchteten Jugendlichen scheint diese Beschreibung passend, auch wenn in dieser Arbeit der Begriff der transkulturellen Kompetenzen bevorzugt wird. Gleichzeitig sollte im Einzelfall reflektiert werden, inwiefern und ob sich überhaupt Unterschiede durch kulturbedingte Lebenskonzepte und Lern- sowie Erfahrungsvoraussetzungen bei den Jugendlichen ergeben, da ansonsten die Gefahr besteht, durch eine eurozentristische Sichtweise Konzepte rigide anzuwenden.

Schließlich werden noch die (7) *zivilgesellschaftlichen Kompetenzen* als benötigte Bewältigungsressourcen zur gelingenden Identitätskonstruktion genannt. Das bedeutet, dass Jugendliche fähig sein müssen, Engagement gegenüber anderen zu zeigen. Die jungen Menschen sind der Überzeugung, dass keine staatlichen Autoritäten ihnen die Rahmenbedingungen für das

richtige und gute Leben vorgeben, haben Vertrauen in die Menschheit und möchten die Lebensbedingungen für alle verbessern (ebd., S. 27). Auch bei diesem Punkt würde es sich lohnen, ihn im Kontext von geflüchteten Jugendlichen durch eine partizipative Forschung zu reflektieren, da Menschen mit Fluchterfahrung in der Regel mit verschiedensten Autoritäten in Berührung gekommen sind. Es stellt sich dabei die Frage, inwiefern jene Ressource für die meisten Geflüchteten überhaupt Gültigkeit besitzt, da einige unter anderen Kontextbedingungen aufgewachsen und sozialisiert wurden und dementsprechend ein anderes Verhältnis zu staatlichen Autoritäten haben.¹⁷

Jugendliche benötigen nach Keupp also eine ganze Reihe von Ressourcen, die ihnen helfen sollen, in dem Chaos der pluralisierten Gesellschaft eine für sich stimmige Identität zu schaffen. Diese gesellschaftliche Situation birgt zwar einige Risiken, aber auch viele Chancen, insbesondere für die Praxis der Klinischen Sozialarbeit.

3.2.3 Transdisziplinäre Überlegungen und Erweiterungen

Auch wenn die Theorie Keupps sehr umfangreich, belegt und gut ausgearbeitet ist, bietet es sich in diesem Kontext dennoch an – im Sinne eines transdisziplinären wissenschaftlichen Zugangs – sich vertieft mit einigen disziplinübergreifenden Aspekten bezüglich des Identitätsbegriffs auseinanderzusetzen. Die Erziehungswissenschaftlerin Kira Nierobisch beispielsweise bemerkt in ihrer Dissertation kritisch, dass Teilidentitäten beziehungsweise der Patchwork-Begriff oft mit etwas „neben-einander-Stehendem“, „nicht-zusammen-Gehörigen“ assoziiert wird und deshalb die Fragmentierung und Zersplitterung von Identität bei dieser Definition zu sehr in den Fokus gerückt wird. Ebenso seien gesellschaftliche Bedingungsfaktoren und damit auch die Verantwortung der Gesellschaft zu wenig im Identitätsbegriff beziehungsweise die Rolle dieser im Konstruktionsprozess von Keupp thematisiert. Individuelle – pessimistisch ausgedrückt – Verantwortung werde in den Vordergrund gestellt (Nierobisch 2016, S. 45f). Damit geht die Gefahr einher, dem Leistungsgedanken zu verfallen und allein das Individuum für seine prekäre Lage verantwortlich zu machen. Allerdings muss dieser Kritik, wenn sie auch in Teilen begriffsbezogen berechtigt scheint, entgegengehalten werden, dass Keupp in seinen Projekten und Vorträgen gerade der gesellschaftlichen Lage die Verantwortung für entsprechende Zustände zuschreibt und es gelte, dies nicht auf den Schultern der Individuen auszutragen, sondern es sei Aufgabe der professionellen Hilfestellungen, Individuen zu befähigen, gleichzeitig aber

¹⁷ Für weitere Anknüpfungspunkte hierzu vgl. auch 5.1.2 und Thematisierung der (Prä-)Traumatisierung in 3.5

auch gesellschaftliche Strukturen zu verändern (vgl. z. B. Keupp 2005a; ders. 2005b; ders. 2010b).

Um die begriffsbezogene Kritik von Nierobisch aufzunehmen, wird in dieser Arbeit nicht der Terminus „Patchwork“ in den Vordergrund gerückt, denn es soll nicht der Eindruck entstehen, dass die einzelnen „Teilidentitäten“, auch wenn sie an sich relativ geschlossene Einheiten darstellen, unverbunden nebeneinander existieren und nur zu einem Teppich zusammengeflocht werden. Sie sind eher als überlappende, nebeneinander schwebende Teilchen, die aufeinander einwirken und sich gegenseitig bedingen, zu verstehen.

Mit kulturwissenschaftlichen Perspektiven lässt sich Keupps Identitätsbegriff um Nuancen des oben Kritisierten und auch unter Einbezug des Kulturbegriffs¹⁸, welcher im Migrationskontext eine weitere relevante (und brisante) Stellung einnimmt, da im kulturwissenschaftlichen Verständnis Identität unter anderem auch über die Konstruktion und der damit einhergehende Abgrenzung einem kulturell „Anderen“ definiert wird (Reckwitz 2012, S. 17), erweitern:

„Identität nimmt vielfältige Formen an, in denen sich die Bedeutung dieses Konzepts als konstitutives Element kultureller Formationen und Prozesse zeigt. In der Tat sind Identität und Kultur eng miteinander verflochten: Beide bedingen einander wechselseitig, indem Kulturen einerseits Identitäten entstehen lassen und gestalten, indem insbesondere kollektive Identitäten andererseits Kulturen sowie kulturelle Zugehörigkeiten erschaffen“ (Altnöder/Lüthe/Vejmelka 2011, S. 1).

Altnöder et al. führen den Gedanken des Wechselspiels zwischen Innen und Außen, Sozialisation und kultureller „Prägung“ weiter. Denn Identitäten wie auch Alteritäten sind in ständigem Wandel und transformieren sich durch kulturelle Prozesse und Veränderungen. Folglich ist die Konstruktion von Identität und Alterität nicht (mehr) genau trennbar beziehungsweise

¹⁸ Zu dem Begriff der Kultur wurden bücherweise Diskussionen publiziert. Dass die Kulturwissenschaften selbst sich auf keine klare Definition einigen können beziehungsweise wollen, zeigt schon auf, wie umstritten der Begriff an sich ist. In diesem Kontext wird Kultur – in Anlehnung an den Kulturbegriff von Homi K. Bhabha (vgl. z. B. Sieber 2012) – als ein hybrider Prozess verstanden, der offen, dynamisch und nicht auf Landesgrenzen beschränkt und somit Kultur als Kontext, als veränderbare und prozesshafte Rahmung zu verstehen ist und in dem alltägliches Verhalten verständlich gemacht wird (Ghaderi 2017, S. 8). Diese Art der Definition eignet sich deshalb besonders gut, da „Hybridität [...] nicht, wie fälschlicherweise in zahlreichen Rezeptionen Bhabhas zu lesen ist, eine Verschmelzung von Kulturen [bezeichnet], sondern eher das Nebeneinander und sich ständig verschiebende miteinander koalierende Moment der Identifikation“ (Rodríguez 2012, S. 28) und somit dem hier vertretenen Verständnis von Identität ähnelt. In vorhergegangem Zitat verstecken sich zum einen die Komponente von Identität, zum anderen Formen der Grenzziehungen. Da Bhabha sich also eng in Zusammenhang mit Identität und Differenz mit dem Kulturbegriff auseinandergesetzt hat und auch im weiteren Verlauf dieser Arbeit noch auf jene Begrifflichkeiten eingegangen wird, scheint diese temporäre und reflexiv zu betrachtende Definition recht passend. Zumal auch die Perspektive vertreten werden kann, dass gleichzeitig Kultur aus der Kollektivität einzelner Identitäten und Alteritäten entsteht (Altnöder/Lüthe/Vejmelka 2011, S. 3).

definierbar, da die Grenzen zwischen Selbst- und Fremdzuschreibungen und die Integration von dem ‚Anderen‘ und dem ‚Eigenen‘ in die eigene beziehungsweise kollektive Identität fließend passiert (ebd., S. 3). Gleichzeitig sind sowohl individuelle als auch kollektive Identitäten so heterogen „wie die Kulturen, mit denen sie in einem reziproken Wechselverhältnis stehen“ (ebd., S. 1). Es soll durch diese Definition nämlich nicht den einzelnen Subjekten die Individualität abgesprochen werden, im Gegenteil: Sie soll nur auf die gesellschaftliche beziehungsweise kulturelle Ebene erweitert werden und auf die Komplexität der Verschränkung und die Uneindeutigkeit zwischen (bio)psychosozialen Prozessen aufmerksam machen.

„Denn Identitäten befinden sich permanent in Bewegung und Transformation; sie sind kulturelle Konstruktionen, die abhängig von den Praktiken einer Kultur, stets aufs Neue ausgehandelt werden müssen“ (ebd., S. 5).

Der Politikwissenschaftler Wolfgang Bergem sieht den sozialwissenschaftlichen Sinn des Identitätsbegriffs darin, dass eine individuumbezogene Identität auch auf (größere) Kollektive übertragen werden kann. Dabei wird die individuelle, wie auch die kollektive Identität durch Gemeinsamkeiten und durch Unterscheidungen gleichsam definiert (Bergem 2016, S. 353). Dementsprechend setzt der Begriff der kollektiven Identität

„[...] die Übertragung der Vorstellung einer Übereinstimmung und Gleichheit von einem Einzelnen auf eine Gruppe von Einzelnen voraus; es handelt es [sic!] sich also um eine tropische Figur uneigentlichen Sprechens“ (Bergem 2016, S. 353).

Damit begründet Bergem die Unzulässigkeit der Übertragung des Theorems „kollektive Identitäten“ auf ganze Nationen und stellt auch die Voraussetzungen der Definition von kollektiver Identität in Frage. Diese Argumentationslinie wird auch in dieser MA-Thesis vertreten.

3.2.4 Alltägliche Identitätsarbeit

Da der Alltag als Bezugskategorie in der Sozialen Arbeit einen zentralen Handlungsansatzpunkt darstellt, kann das Konzept der Alltäglichen Identitätsarbeit gut als Analyseinstrument in Verschränkung mit handlungspraktischen Überlegungen Anwendung finden.

Renate Höfer hat, aufbauend auf Keupps Identitätstheorie, ein Modell entwickelt, das versucht, den komplexen Aufgaben und Bedeutungen Alltäglicher Identitätsarbeit einen Rahmen zu geben (Abbildung 3). Sie sieht Alltägliche Identitätsarbeit als einen kontinuierlichen Prozess eigener Lebensgestaltung. So wird Identität nicht automatisch durch Erfüllung sozialer Rollen beziehungsweise Einordnungen in Form von Gruppenzugehörigkeiten gebildet, sondern

personale und soziale Prozesse stehen in ständiger Wechselwirkung zueinander. Die Handlungsfähigkeit eines Subjekts ist bedingt durch die Passungsleistungen ambivalenter Prozesse. (Höfer 2000, S. 182f). Konkret macht Höfer dies an vier Prozessschritten fest, wie auf Abbildung 3 vereinfacht visualisiert. Diese sollen im Folgenden kurz erläutert werden.

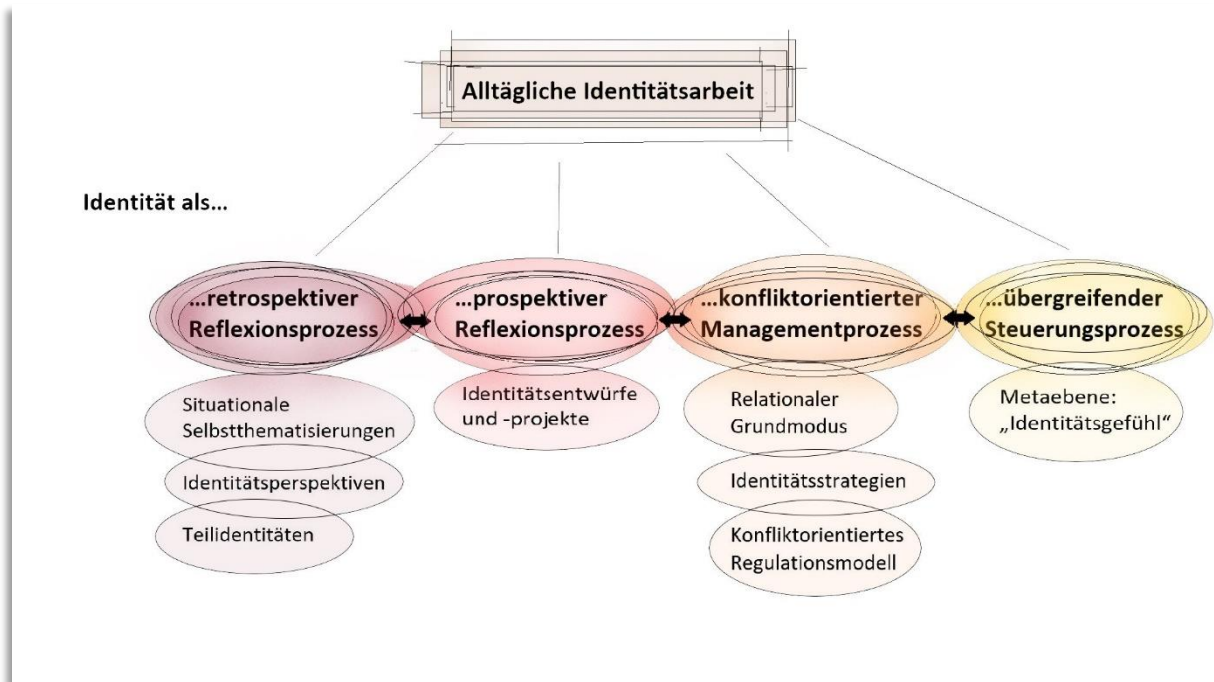


Abbildung 3: Das Modell der Alltäglichen Identitätsarbeit nach Höfer (Eigene Darstellung)

(1) Identität als *retrospektiver Reflexionsprozess* dient als Rahmen, in dem eine Person ihre bereits gemachten Erfahrungen integriert, interpretiert und bewertet und durchläuft dabei drei Strukturebenen. In den „situationalen Selbstthemenisierungen“ werden erlebte Situationen reflektiert und körperliche mit psychischen Empfindungen und Erleben verzahnt. Mit den (unbewussten) Selbstthemenisierungen entstehen Vorstellungen vom eigenen „richtigen“ Verhalten, welche wiederum eine eigene Verhaltenssicherheit bedingen. „Identitätsperspektiven“ sind geprägt durch soziokulturelle und gesellschaftliche Diskurse sowie den damit verbundenen sozialen Rollen und verweisen auf die Lebenssituation (z. B. „Ich als Auszubildende/r“ oder „Ich als Geflüchtete/r“) beziehungsweise die in der Regel lebensphasenübergreifenden (Selbst-)Zuschreibungen (z. B. „Ich als Mann/Frau“) der Subjekte. In den „Teilidentitäten“ werden die einzelnen Selbstthemenisierungen schließlich selektiv geordnet, gebündelt und integriert (Höfer 2000, S. 183-187).

(2) Im *prospektiven Reflexionsprozess* greift das Individuum seine zukünftige Perspektive auf und entwickelt Identitätsentwürfe und -projekte in einer Form, die sich in alltäglicher Lebensführung ausdrücken. So werden Beschlüsse gefasst, die sich (aus subjektiver Sicht) in die Lebensbiografie integrieren lassen. Der Prozess der (Neu-)Regulation der Identität ist nicht ein einfacher Wechsel von der einen, in die andere, sondern passiert schrittweise und selten vollständig (ebd., S. 189f).

(3) Identität als *konfliktorientierten Managementprozess* sieht Höfer als Gegenpol zu Stufenmodellen, wie beispielsweise Eriksons Identitätsmodell, da sie ebenfalls von einer nicht-linearen Identitätsentwicklung ausgeht. Im Bewertungsprozess von Erfahrungen, dem „relationalen Grundmodus“, erlebt sich das Individuum zu sich selbst kongruent. Dabei ist der Prozess nicht eindimensional, sondern auch Veränderbarkeit kann durch Wahrnehmung von Flexibilität in die Identität integriert werden. Denn innere Vielfalt und Beweglichkeit sei „[...] eine notwendige Antwort auf die Pluralität von Lebensformen und Kontexten, in denen wir uns bewegen“ (ebd., S. 193). Durch „Identitätsstrategien“¹⁹ wird Identitätsarbeit gestaltet und ist meist situationsbezogen (ebd., S. 193-195). Im „Konfliktorientierten Regulationsmodell“ ist Identität in einem ständigen Spannungszustand und Balanceprozess von Ambiguitäten. Abhängig von Bewertungen bestimmter situativer Erfahrungen, die auf verschiedenen Ebenen stattfinden können, wie beispielsweise auf kognitiver, sozialer oder körperlicher, und je nach Subjekt eine jeweils unterschiedliche, individuelle Gewichtung haben, stellen Subjekte

„differenzierte, konfliktorientierte Passungsverhältnisse [her], bei denen die Frage der Ambiguitätstoleranz eine besondere identitätsrelevante Bedeutung gewinnt“ (ebd., S. 195)

sowie von Spannungsverhältnissen zwischen gegenwärtigen und zukünftigen Erwartungen an sich selbst (ebd.).

(4) Der *übergreifende Steuerungsprozess* schließlich meint nach Höfer vornehmlich das „Identitätsgefühl“ und bezieht sich somit auf die Metaebene der Identität (vgl. hierzu auch Keupps Modell, Abbildung 2). Dieses entsteht durch generalisierte Selbsterfahrungen, über biographische Kernnarrationen und Selbstbewertungsprozesse bezogen auf die eigenen Identitätsziele. Ziele können bspw. Anerkennung, Autonomie, Selbstachtung oder soziale Integration sein. Die Liste ließe sich um ein Vielfaches fortsetzen. Identitätsziele stehen miteinander nicht-linear in Wechselwirkungsbeziehungen. Werden diese, nach eigener Wahrnehmung, erreicht, hat das Subjekt ein positives Selbstgefühl. Auch bei den Identitätszielen ist die individuelle Gewicht-

¹⁹ Leider bleibt Höfer hier unklar, von welcher Art der Strategien in diesem Zusammenhang konkret die Rede ist.

ung des beziehungsweise der Einzelnen entscheidend. So seien bei Jugendlichen beispielsweise die „einbettenden Kulturen“ von besonderer Bedeutung (ebd., S. 193-203).

3.2.5 Zusammenfassende Arbeitsdefinition

Versucht man nun die Komplexität des Beschriebenen etwas zu komprimieren und fassbarer zu gestalten, ergibt sich folgendes Bild:

Identität wird in dieser Arbeit als ein hybrider und dynamischer, sich ständig wandelnder Prozess betrachtet, der aus einem biopsychosozialen Verständnis heraus mit seiner Umwelt interagiert, sie aufnimmt, manches davon wieder verwirft und manches integriert. Das, was als Identität bezeichnet wird, ist sozusagen die nicht-statische „Rahmung“ eines Subjekts, wie es sich selbst sieht. Hierbei sind die Übergänge von „Eigen“ und „Anders“ oft fließend, da keine klare Trennlinie von „was bin ich?“ oder „was ist die Gesellschaft/Kultur, in und mit der ich interagiere?“ gezogen werden kann. Trotzdem kann von einem individuellen Identitätsverständnis ausgegangen werden. Denn die Nicht-Trennbarkeit bedeutet gleichzeitig nicht, dass alles zu einem „Einheitsbrei“ verschwimmt.

Identitätsarbeit sind alle Ereignisse, die passieren und alle Maßnahmen, die ergriffen werden, damit ein entsprechendes Identitätsbild entsteht, die sogenannte „Passleistung“ (Keupp). In dieser gibt es multifaktorielle Möglichkeiten auf individueller, dialogisch-interaktioneller und soziokultureller Ebene Identität(-arbeit) zu gestalten. Auf alltäglicher Ebene kann das Individuum seine eigenen Identitätsentwürfe durch die Narrationen von vergangenem Erlebten und zukünftigem Erleben beeinflussen, welche wiederum abhängig von den Interpretationen und Zielen des Subjekts sind. Damit die einzelnen „situativen Selbstthematisierungen“ und die daraus entstehenden „Teilidentitäten“ (Keupp) auf einer Metaebene zusammengeführt werden können, braucht es Identitätsarbeit. Das Modell der Alltäglichen Identitätsarbeit nach Höfer stellt dabei ein wissenschaftliches Instrument dar, das diesen Prozess auf der analytischen Ebene detailreich rahmt und damit auch als Orientierung für die praktische Arbeit dienen kann. Des Weiteren wird unter Identitätsarbeit auch Ressourcenarbeit im Sinne Keupps verstanden. Um gelingende Identitätsarbeit zu leisten, können bestimmte Ressourcen von zentraler Bedeutung sein.

Für die Praxis der klinischen Sozialarbeit sind Identitätsarbeitsmomente relevant, weil SozialarbeiterInnen die Subjekte bei ihrer Identitätsarbeit auf individueller Ebene begleiten und Ressourcen (re)aktivieren, auf dialogisch-interaktioneller Ebene mit den KlientInnen auf eine

positive Selbstwahrnehmung hinwirken und auf soziokultureller Ebene politisch Stellung nehmen können.

3.3 Identität und Jugend

Wie zuvor begründet, geht diese Arbeit von einem recht weit gefassten Jugendbegriff aus. Dies erschwert natürlich die Eingrenzung auch in Bezug auf Identitätskonzepte im Jugendalter, gleichzeitig eröffnet die Art der Definition aber auch die Möglichkeit, dynamische Prozesse besser zu fassen. Deshalb wird im Folgenden darauf eingegangen, inwieweit die theoretischen Überlegungen Keupps den hier vertretenen Jugendbegriff aufgreifen und welche Faktoren im Kontext Jugend und Identität zusätzlich berücksichtigt werden können.

Geltungsanspruch des Keupp'schen Identitätsbegriffs in Bezug auf Jugend

In seinem Identitätskonzept äußert sich Keupp selbst wenig konkret zum Begriff der Jugend. Dennoch lässt sich ein Grundverständnis der vorliegenden Literatur erarbeiten.

So erweitert er auch in diesem Fall die Theorie von Erik Erikson. Denn nach Erikson beschränkt sich die Dynamik der Identitätsbildung auf das Jugendalter. So sei die Identität eine „adoleszente Entwicklungsaufgabe“ (Keupp et al. 2008, S. 77) und der Zielzustand dieser

„[...] angesammeltes Vertrauen, inneres Gleichgewicht, Zuschreiten auf eine erreichbare Zukunft, eine nunmehr bestimmte Persönlichkeit in einer nunmehr verstandenen sozialen Wirklichkeit“ (ebd., S. 78)

zu erlangen. Erikson sieht Identitätsbildung selbst zwar ebenfalls als Prozess, allerdings geht er davon aus, dass die Identitätsfindung mit Ende des Jugendalters abgeschlossen ist. Er nimmt eine Finalität an, die mit einer „gefundenen“ Persönlichkeit terminiert, während Keupp die immerwährende Prozesshaftigkeit von Identitätsarbeit betont.

Der wesentliche Unterschied von Keupps Konzepten der Identität zu traditionellen Konzepten besteht also darin, dass Identitätsbildung nicht mehr auf das Jugendalter beschränkt ist und mit einem bestimmten Alter als stabile Identität abschließt, sondern fortwährend läuft und damit keinem Zwang zur Eindeutigkeit unterliegt. Das heißt, die Jugendphase ist als gleichwertige Phase zu jeder anderen Lebensphase eines Subjekts zu sehen. Dennoch darf nicht vernachlässigt werden, dass die Jugend eine der wichtigsten Lebensphasen, die in der Identitätsbildung stattfindet, ist; denn sie beinhaltet ganz besondere Entwicklungs- und Handlungsaufgaben

(Ferchhoff 2011, S. 107/112-119; Keupp et al. 2008, S. 82). Keupp spezifiziert diese wie folgt: Bei den 12- bis unter 18-Jährigen kann Identität vor allem ausgebildet werden, wenn Grenzen und Herausforderungen zum Beispiel durch Peergroups und Elternhaus gegeben sind, sie ihren eigenen Körper erleben beziehungsweise erfahren und Sexualität ausprobieren. Die Lebenssituation differenziert sich bei den 18- bis 27-Jährigen weiter durch diverse Entscheidungen mit möglicherweise langfristigen Folgen, das (Er-)Leben von Intimität und der Übernahme von Verantwortung. Damit dies gelingt, braucht es kompetente Personen im sozialen Netzwerk, individuelle Handlungsspielräume (Keupp 2012, S. 16f) und „Optimismus, Motivation und eine Zukunftsperspektive, um Verantwortung für die eigene Lebensführung zu übernehmen“ (ebd., S. 18). Klinische SozialarbeiterInnen können an jene Faktoren beispielsweise durch gezielte Selbstwirksamkeitstrainings, psychosoziale Beratung oder auch Motivationsarbeit in Richtung Eigenständigkeit der Jugendlichen und gerade auch bei Volljährigen gut anknüpfen.

Die Bedeutung dieser Faktoren für die Identitätsarbeit lässt sich auch aus der Perspektive der Entwicklungspsychologie und der Jugendforschung bestätigen. Denn es wird nicht mehr nur von inneren Faktoren für die „Reifung“, sondern auch von äußeren Faktoren wie Sozialisation, Rollenanforderungen und Erwartungen innerhalb einer Gesellschaft, ausgegangen. Folglich entstehen quasi „Teilreifungen“, welche wiederum Rückschlüsse auf die Bildung von Teilidentitäten zulassen (Ferchhoff 2011, S. 108f; Hurrelmann/Quenzel 2016, S. 43). Nach Keupp sei Identitätsbildung als gesellschaftlich akzeptierte und individuelle Kohärenzleistung zu sehen und demnach eine alltägliche Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Bedingungen (Nierobisch 2016, S. 13/34).

Transdisziplinäre Erweiterungen

Auch andere vorliegende Literatur setzt sich wenig explizit mit Jugend und einem prozesshaften Identitätsverständnis²⁰ auseinander oder bleibt so allgemein, dass dies für den behandelten Kontext nicht relevant ist. Deshalb soll hier an den Faktor Entwicklungsaufgaben angeknüpft werden, der eine zentrale Besonderheit im Jugendalter, auch bezogen auf die Identitätsentwicklung, darstellt. Hurrelmann versteht unter Entwicklungsaufgaben:

„[...] die psychisch und sozial vorgegebenen Erwartungen und Anforderungen [...], die an Personen in einem bestimmten Lebensabschnitt gestellt werden. Die Entwicklungsaufgaben definieren für jedes Individuum die vorgegebenen Anpassungs- und Bewältigungsschritte, denen es

²⁰ Es finden sich hauptsächlich Stufenmodelle, basierend auf Eriksons Theorie, vor allem im Bereich der Psychologie, die zur Erklärung herangezogen werden.

sich bei der Auseinandersetzung mit den inneren und äußeren Anforderungen stellen muss“ (Hurrelmann 2012, S. 71).

In der Jugendphase erweitert sich das Handlungs- und Rollenspektrum im Vergleich zur Kindheit; die Loslösung von den Eltern²¹ beziehungsweise der primären Bezugsperson und der Aufbau von sozialen Netzwerken spielen eine zentrale Rolle. Hurrelmann geht zwar von einer prozessualen Identität aus, vertritt aber unter anderem den Standpunkt, dass ein reflektiertes Selbstbild *Voraussetzung* für das Herausbilden einer Identität ist und ordnet Identität als Teil des individuellen Selbstbildes unter. Wenn die Entwicklung im physischen, psychischen, oder sozialen Bereich gestört wird, kann es zu Schwierigkeiten im Identitätskonstruktionsprozess kommen (ebd. 2012, S. 72f). Dem soll an dieser Stelle nicht widersprochen werden, allerdings stimmt dieses Verständnis nicht mit definitorischen Begrifflichkeiten des Konzepts von Keupp überein.

Durch die aktuelle Schnelllebigkeit, den stetigen Wandel und die gesellschaftliche Dynamik können Lebensentwürfe als offen, flexibel und nicht mehr einfach festlegbar beschrieben werden. Das bedeutet für eine Sinnfindung²² im Jugendalter, dass sie keinen abgeschlossener Prozess darstellt (Ferchhoff 2011, S. 428) und sich konkret in „Stilelementen jugendlicher Identitätsbildung“ (ebd.) wiederfindet. Beispielhaft lassen sich solche Stilelemente durch Ausdrucksformen von Selbstpräsentation und Austausch unter Peers in der digitalisierten Welt auf Social Media Plattformen aufzeigen. Auch diese Stilelemente bilden keine abgeschlossenen Sinneinheiten, sondern sind prozesshaft und wandeln sich stetig. Dies betrifft sowohl die Nutzung unterschiedlicher Plattformen, als auch die bereitgestellten Inhalte und Kommunikation der Jugendlichen. Denn die Gestaltung von Identitätsentwürfen befasst sich mit Individualität aber auch mit sozialen Zugehörigkeiten und so entsteht ein Wechselspiel zwischen Abgrenzung und Eingliederung (ebd., S. 428f; Nierobisch 2016, S. 22).

Konzeptionelle Schlussfolgerungen

Die Besonderheiten der Identitätskonstruktion im Jugendalter lassen sich vor allem daran festmachen, dass das Jugendalter von speziellen Entwicklungsaufgaben geprägt ist, die die Identität und Identitätsarbeit beeinflussen. Dabei spielen Ablöseprozesse einerseits und die Zunahme der

²¹ In diesem Kontext sei noch auf die unbegleiteten Geflüchteten verwiesen, da hier die familiäre Trennung – durch die Migrationsbiographie bedingt – meist plötzlich erfolgte, und somit abrupte Ablöseprozesse als einschneidende Erlebnisse in der Biographie zu verorten sind. Gleichzeitig sollten durch die Eingliederung in die Jugendhilfe zumindest gewisse Schutzfaktoren gewährleistet sein. Hierbei können auch die Fachkräfte in gewissen Aspekten eine „elternähnliche“ Rolle einnehmen (Kilian 2019, S. 186-189).

²² Unter Sinn ist hier die Ressource „Lebenskohärenz“ nach Keupp zu verstehen (vgl. 3.2.2).

Bedeutung und Relevanz von sozialen Netzwerken außerhalb der Familie andererseits, eine zentrale Rolle. So ist diese Phase eine besonders sensible, in der sich viel verändert und bewegt und in der die Jugendlichen besonders stark von professioneller Begleitung profitieren können. Durch fachtheoretische Kompetenz der SozialarbeiterInnen über verschiedene Entwicklungsphasen, -aufgaben und die aufmerksame Beobachtung können die Jugendlichen bei ihren Anforderungen unterstützt werden.

Gleichzeitig ist der Identitätskonstruktionsprozess in diesem Alter als Vorbereitung für die weitere Identitätsarbeit zu sehen, da sich hier die Basis weiter festigt, auf der sich die einzelnen Subjekte ihre Identität aufbauen und Handlungssicherheit erlangen, sodass sie befähigt werden, auch in späteren Jahren ihre Identität (in Teilen) in Frage zu stellen und neu aushandeln können.

Eine weitere Besonderheit stellen die Migrations- und Fluchterfahrungen der AdressatInnen dar, da sie in dieser sensiblen Phase mit weiteren Herausforderungen konfrontiert sind. Darauf wird nun im folgenden Unterpunkt näher eingegangen.

3.4 Identität und Migration

Dieser Abschnitt filtert einige in der wissenschaftlichen Diskussion publizierten Inhalte zur Identität im Migrationskontext heraus, um sich mit dem Identitätsbegriff von Keupp auseinanderzusetzen. Zunächst wird interpretiert, welches Verständnis Keupp von Identität im Migrationskontext hat.

Geltungsanspruch des Keupp'schen Identitätsbegriffs in Bezug auf Migration

Keupp selbst hat sich kaum explizit mit Migration und Identität auseinandergesetzt. In dem Grundlagenwerk zu seiner Identitätstheorie geht er aber auf die Einbettung von Identitätstheorien in gesellschaftlich-historischen Prozessen ein, die – nach dem in dieser Arbeit definierten Migrationsbegriff – in diesem Kontext ebenfalls eine zentrale Rolle spielen. So begründet Keupp die Dekonstruktion der Theorie Eriksons durch die sozialhistorisch bedingte Debatte um ein zeitlich gebundenes gesellschaftliches Verständnis von Subjekt und Gesellschaft. Denn der damalige Stand der empirischen Befunde ließ Erikson auf universelle strukturelle Identitätsmuster schließen. Dies impliziert auch, dass der Keupp'sche Identitätsbegriff ebenfalls immer im aktuellen sozialhistorischen Diskurs reflektiert werden muss. Keupp unterscheidet außerdem zwischen der anthropologischen Perspektive, aus der die (klare) Beantwortung der

Identitätsfrage²³ legitim, aber nicht praxisrelevant sei, und der sozialpsychologischen Perspektive, die er bevorzugt und die konkret rekonstruiere und Details analysiere. So könne Identitätsarbeit nur in Bruchteilen sichtbar gemacht werden. Konkret äußere sich diese in materiell-inhaltlichen Problemkontexten²⁴(Keupp et al. 2008, S. 31f). Hier lässt sich die Frage stellen, inwiefern es sinnvoll ist, die anthropologisch-philosophische Perspektive auszuschließen, da sich auch aus der Tatsache, dass ein festes Bild von sich beziehungsweise einer Gruppe konstruiert wird, einige Ableitungsmöglichkeiten ergeben und Interpretationen auf den gesellschaftlichen Konsens erlaubt. Und dies wiederum hat, wie bereits dargelegt, durchaus eine Relevanz für die je individuelle Identitätsarbeit.

Keupp geht weiter davon aus, dass Identität eine universelle und eine kulturspezifische Dimension hat. So sei es ein universelles Grundbedürfnis der Menschen, Zugehörigkeit und Anerkennung zu erleben. Auf kulturspezifische Momente geht Keupp nur insofern ein, als dass er von einem Bedürfnis nach sozialer Verortung in Zeiten von Verunsicherung durch eine pluralisierte und globalisierte Welt ausgeht und er Zusammenhalt als etwas kulturell Sinnstiftendes betrachtet (Keupp et al. 2008, S. 28/59; Keupp 2004; ders. 2010a, S. 4). Gleichzeitig kann man nach Keupp Identität

„[...] immer weniger aus einem kulturellen Raum abrufen und übernehmen, sondern [sie] muss in einem selbstreflexiven Prozess gefunden, ausgehandelt und entwickelt werden“ (Keupp 2004, S. 25).

Keupp konkretisiert nicht, was er unter kulturspezifisch oder einem kulturellen Raum versteht und so läuft er Gefahr, dass der Eindruck entsteht, der Begriff der Kultur werde hier mit Gesellschaft oder einem nationalen Raum gleichgesetzt und damit eine potenziell negative Konnotation besitzt.

Allerdings hat sich Keupp mit Themen der Ausgrenzung und des Rassismus im Kontext von Identität befasst. So sieht er die Problematik, die im Identitätskonstruktionsprozess entstehen kann, darin, dass dieser immer auch als Abgrenzung zum Anderen und durch Differenzsetzungen passiert. Denn die

²³ Hiermit ist gemeint, dass nach einer (zeitweisen) Verortung gefragt wird. Also eine klare Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“ gegeben werden kann.

²⁴ Mit der Frage nach „materiell-inhaltlichen Problemkontexten“ (Keupp et al. 2008, S. 32) wird hier auf die forschungspraktische Auseinandersetzung verwiesen. So sei es aus sozialpsychologischer Perspektive sinnvoll, sich mit einzelnen Detailfragen und situativen Kontexten von Identitätskonstruktion auseinanderzusetzen. Die Prozesshaftigkeit wird betont (ebd.).

„[...] zunehmende Migration und daraus folgenden Erfahrungen mit kulturellen Differenzen und einem Patchwork der Verknüpfung dieser Differenzen zu neuen Hybriditäten“ (Keupp 2004, S. 24)

werden von „spezifischen Bevölkerungsgruppen“ (ebd.) als Bedrohung erlebt.

Hierbei sind alle Handlungen, die eine Abgrenzung zum Fremden symbolisieren, als Identitätspolitik zu definieren. Dies passiert fortwährend, wird aber meist nur bewusst, wenn länger überdauernde Identitätskonstruktionen bedroht sind und neu justiert werden müssen. Hierbei ist die zentralste Ebene der Alltag, aus dem erkennbar wird, wie der Umgang in erster Linie mit Familie und Freunden passiert und wie Bindungen und Beziehungen erlebt werden (ebd. 2008, S. 155).

Zusammenfassend bleibt kritisch zu bemerken, dass Keupp in seiner Gesellschaftsanalyse, die einen wesentlichen Bestandteil seiner Identitätstheorie bildet, Migrationsfragen kaum zur Sprache bringt und er den Migrationsbegriff, wenn überhaupt, oft in Form von kulturellen Differenzen und als Herausforderung für Integration und interkulturellen Austausch erwähnt (ebd. 2004, S. 7). Somit sind migrations- beziehungsweise fluchterfahrene Menschen, wenn auch nicht intendiert²⁵, leicht in der Opfer- beziehungsweise Passivitätsrolle zu sehen. Dabei ist, wie bereits in 2.2 dargelegt, Migration ein wesentlicher Bestandteil von Gesellschaften und die Opfer- beziehungsweise Passivitätsrolle widerspricht dem reflektierten Verständnis von Migration als „Eigenschaft“ beziehungsweise Zuschreibung und als allgemeingültiges Risiko.

Transdisziplinäre Perspektiven und Erweiterungen

Oft werden mit Identität und Migration Thematiken wie Fremdheit, „Eigen“ und „Anders“ sowie Diskriminierung in Verbindung gebracht. Offensichtlich ein brisantes Thema, das viele beschäftigt. Auffallend ist allerdings, dass die wenigsten Publikationen sich aus der Perspektive der MigrantInnen mit dem Thema auseinandersetzen und wenn sie dies tun, meist aus einer problemorientierten Perspektive. Auch die Aussage des Soziologen Erol Yildiz bestätigt den gewonnenen Eindruck:

„Identitätsforschung im Migrationsdiskurs wurde stets [...] durch eine spezifisch pädagogisch-paternalistische Haltung dominiert“ (Yildiz 2012, S. 328).

²⁵ Denn Keupp selbst vertritt nicht das Opfernarrativ gegenüber migrierten Jugendlichen. So schreibt er: „Sie erweisen sich als kreative Schöpfer von Lebenskonzepten, die die Ressourcen unterschiedlicher Kulturen integrieren. Sie bedürfen aber des gesicherten Vertrauens, dass sie dazu gehören und in ihren Identitätsprojekten anerkannt werden“ (Keupp 2007, S. 26). Kritisiert wird in diesem Zusammenhang vielmehr, dass er, *obwohl* er die gesellschaftliche Relevanz und Alltäglichkeit von Migration herausstellt, sich nicht weiter damit auseinandersetzt.

Weiter führt er aus, dass oft ein angebliches Identitätsdefizit thematisiert wird und dieses durch Erziehung kompensiert werden soll. So wird immer grundsätzlich von einer kulturellen Differenz zwischen MigrantIn und Nicht-MigrantIn beziehungsweise dem Migrationsland ausgegangen, selbst bei transkulturellen Konzepten (ebd.).

So prognostizierte beispielsweise Hurrelmann 2012, dass die Situation der Jugendlichen mit „Migrationshintergrund“, die eine „objektiv schwierigere Ausgangslage als die [E]inheimischen“ (Hurrelmann 2012, S. 74) haben, sich verbessern werde, da sich die Unterschiede der beiden Gruppen durch internationalisierende Lebenswelten verringern würden (ebd.). Inwiefern sich identitätsbezogene Entwicklungsaufgaben bei Jugendlichen mit und ohne „Migrationshintergrund“ unterscheiden, lässt sich diskutieren. Selbstverständlich darf nicht vernachlässigt werden, dass gerade oftmals im Kontext Flucht erschwerte Bedingungen in der Lebenswelt bestehen. Dennoch wäre es nicht richtig, von einer Allgemeingültigkeit auszugehen, „Migration“ als Belastungsfaktor einzuordnen, ohne die jeweils individuellen Lebensbedingungen zu betrachten und die damit verbundene biopsychosoziale Perspektive zu vertreten, da andernfalls schnell eine kollektivierende Opferrolle konstruiert und die einzelne Person entmündigt wird.

Weiter werden im gesellschaftspolitisch-wissenschaftlichen Diskurs um Identität und Migration Konstrukte wie Akkulturation und kulturelle Identität (z. B. Grafe 2013, S. 57f), interkulturelle Identität²⁶, und Transkulturalität²⁷ diskutiert. Nach Bergem ist die transkulturelle Identitätsdefinition aber nur aus „westlich-liberaler Sicht“ (Bergem 2016, S. 356) gültig und wird ausschließlich durch ein demokratisches System, das die Gestaltung von Vielfalt zulässt, ermöglicht (ebd., S. 358).

Thomas Geisen erörtert diese gängigen Perspektiven und stellt zur Debatte, dass kulturelle Differenzen als Distinktionsmerkmal in modernen Gesellschaften²⁸ agieren können und als Mittel zur Abgrenzung und als Herstellungsprozess von Zugehörigkeiten gesehen werden. Individuelle und kollektive Identitäten gelten dabei als Repräsentation gesellschaftlicher Anforderungen. Geisen sieht Kultur als symbolisch aufgeladenes Feld, in dem kulturelle Deutungen ständig um Anerkennung ringen, miteinander konkurrieren und neu ausgehandelt werden. Der Mensch

²⁶ Interkulturelle Identität kann als Situation zwischen den Kulturen verstanden werden, bei der Kulturen im wechselseitigen Austauschprozess miteinander stehen (Porsché 2011, S. 57).

²⁷ Transkulturelle Identität lässt sich als hybrider Prozess durch Verflechtungen, Interaktionen und Gemeinsamkeiten verstehen (Bergem 2016, S. 357) und kommt somit dem Verständnis von Identität in dieser Arbeit sehr nahe.

²⁸ Unter modernen Gesellschaften versteht der Autor jene Gesellschaften „[...] in denen die allgemeine politische und rechtliche Gleichstellung von Menschen innerhalb eines Staates mit Hilfe des Konzepts der Staatsbürgerschaft realisiert worden ist“ (Geisen 2008, S. 167).

stehe vor der Aushandlung von kulturellem und sozialem Handeln. Das Ziel dabei sei es, in der hineingeborenen Gesellschaft handlungsfähig zu werden (Geisen 2008, S. 167/180f). In der weiteren Auseinandersetzung dekonstruiert Geisen aber diese Annahmen, wie in dem Abschnitt 5.3.2 noch ersichtlich werden wird.

Auch Aufsätze wie die von Klaus Hurrelmann, Yannik Porsché oder Wolfgang Bergem aus der Sozial-, Kultur- und Politikwissenschaft zeigen interessante Zugänge, die auch gewisse Anknüpfungspunkte bieten, jedoch eint sie die von Yildiz kritisierte grundsätzliche Annahme, dass kulturelle Differenzen in der Identitätsarbeit vorhanden sind, beziehungsweise nicht aufgehoben werden können. Diese sollte aber in Frage gestellt werden.

So bemerkt Cinur Ghaderi:

„Die Frage nach dem Wandel der Identität im Kontext von Migration sucht bei kurzfristiger Betrachtung nach dem Besonderen. Aus der Fernsicht – eingebettet in prozesshafte Perspektiven wie Zeitlichkeit, Entwicklung und Historie – enthält Wandel keine neue Perspektive auf Identität, da sie per se im Wandel begriffen ist“ (Ghaderi 2017, S. 5).

Ghaderi arbeitet hier die Gemeinsamkeit von Identität und Migration heraus und dekonstruiert so den Mythos des „Andersseins“ und Migration als problemgeladenes, verletzliches Konfliktfeld. Der Begriff Identität bedeutet für sie Wandel und einen nie abgeschlossenen Prozess, der als „Hilfskonstruktion zur Erfassung des Beweglichen“ (Ghaderi 2012, zitiert nach ders. 2017, S. 4) agiert. Daraus lässt sich schließen, dass Migration als Teil der Identitätsarbeit verstanden werden kann. Auch die empirische Forschung im Bereich der Psychologie legt nahe, dass eine generell erhöhte Vulnerabilität allein durch den Faktor Migration bei Adoleszenten nicht gegeben ist (Schepker/Toker 2009, S. 115).

Trotz Abwendung von einer defizitären Perspektive, darf freiwillige Arbeitsmigration nicht mit Migration mit Fluchterfahrungen gleichgesetzt werden. Denn durch erzwungene Migration oder Migration in Verbindung mit Flucht kann es zum Verlust vieler als selbstverständlich angenommener materiellen wie immateriellen (Wert-)Sachen, Einstellungen und Situationen kommen (Ghaderi 2017, S. 6). Auch werden Geflüchtete überdurchschnittlich häufig stationär-psychiatrisch behandelt (Koch 2013, S. 117). Deshalb geht Abschnitt 3.5 auf die Bedeutung traumatischer Erfahrungen durch Flucht im Identitätskontext ein.

Konzeptionelle Schlussfolgerungen

Obwohl Identität im Migrationskontext ein disziplinübergreifendes, viel diskutiertes Thema ist, wird der Bezug meist verkürzt oder generalisierend dargestellt. Wenn Identität, wie von Keupp vertreten, immer im sozialhistorischen Kontext betrachtet werden soll, muss auch danach gefragt werden, welche Stellung Flucht in aktuellen gesellschaftlichen Identitätsdiskursen einnimmt. Beispielsweise ist danach zu fragen, wie historische Ereignisse, wie die sogenannte „Flüchtlingskrise“ 2015, jene beeinflussen.

Gerade auch unter diesem Blickwinkel sind im Kontext Migration die Perspektiven von Ghaderi und Yildiz aufzugreifen, die sich klar gegen eine defizitorientierte Perspektive aussprechen und gegen eine Generalisierung von Migration als Eigenschaft argumentieren. Diese Perspektive aber, oftmals durch gesellschaftspolitische Diskussionen bedingt, ist alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Geflüchtete sollten aber nie als allgemein „Andere“ betrachtet werden, die andere Voraussetzungen mitbringen, vielmehr sollten deren Lebenswelten ganzheitlich in den Fokus gerückt werden. Das bedeutet für die sozialarbeiterische Praxis, dass die Herkunft beachtet, aber nicht zum Gegenstand gemacht werden sollte. Folglich sollte die Thematisierung und Einordnung von Migrations- und Fluchterfahrungen von identitätsrelevanten Momenten der Jugendlichen ausgehen und nicht durch die Klinischen SozialarbeiterInnen erfolgen. Im Modell der Alltäglichen Identitätsarbeit ließe sich die Auseinandersetzung mit der Fluchtthematik beispielsweise im retrospektiven Reflexionsprozess und, genauer noch, in den situationalen Selbstthematisierungen verorten.

3.5 Identität und Trauma

Da Fluchterfahrungen oftmals traumatische Komponenten aufweisen und wesentlich die Identitätskonstruktion beeinflussen können, werden in diesem Kapitel unterschiedliche wissenschaftliche Standpunkte aufgegriffen, die sich mit Trauma²⁹ und Identität auseinandersetzen

²⁹ Wenn im Folgenden die Rede von Trauma(ta) ist, bezieht sich dies explizit nicht auf konkrete Klassifizierungen durch Diagnoseinstrumente, da es für die psychosozial-pädagogische Arbeit nur von geringer Bedeutung ist, ob der oder die Jugendliche eine Posttraumatische Belastungsstörung, eine akute Belastungsstörung oder eine Anpassungsstörung nach ICD-10 oder DSM-V diagnostiziert bekommt. So arbeitet Stephanie Grafe für die Soziale Arbeit mit geflüchteten Jugendlichen im Kontext der Identitätsarbeit heraus, dass die in den psychologischen Diagnose-Katalogen enthaltenen Kriterien oft die Komplexität der Lebenswelt nicht ausreichend abdecken können. Weiter kritisiert sie die Beschreibung der Post-Traumatik, weil diese impliziere, dass die Traumatisierung bereits abgeschlossen sei. Oftmals findet aber eine Mehrfachtraumatisierung der Geflüchteten statt, wie während der Flucht oder aber auch noch im Ankunftsland. Auch werden soziale und politische Aspekte von Traumatisierung

und für die Klinische Sozialarbeit eine Relevanz besitzen. Ziel dabei ist es, den professionellen Blick zu schulen und für Situationen zu sensibilisieren, die auf Grund möglicher Traumata fehlgedeutet werden und so Handlungsunsicherheiten hervorrufen können, um damit eine salutogenetische Perspektive zu ermöglichen³⁰.

Wenn Menschen aus gewohnten Lebenszusammenhängen gerissen werden, werden sie mit dem Verlust von Selbstwertgefühl und Anerkennung konfrontiert. Dabei wird die eigene Identität grundlegend in Frage gestellt und wird damit ein essenzieller Bestandteil grundsätzlicher Lebensfragen. So können traumatische Erfahrungen nachhaltig die Identität beeinflussen, da – wie bereits dargelegt – gerade die (Kindheit und) Jugend eine zentrale Rolle in der Identitätskonstruktion einnehmen (Hehnke 2010, S. 55; Keupp 2005b, S. 39). So kann ein Trauma als ein „Angriff auf die innersten Gefühle und die Identität“ (Hehnke 2010, S. 55) wahrgenommen werden und im schlimmsten Fall eine psychische Störung nach sich ziehen (ebd.).

Gerade bei Minderjährigen haben Kriegs- und Fluchterlebnisse Auswirkungen auf die psychische Gesundheit. Wenn gängige Bewältigungs- und Copingstrategien bei belastenden und Extremsituationen nicht mehr greifen, ist dies – entwicklungspsychologisch betrachtet – bei Kindern und Jugendlichen oft besonders gravierend, weil – dem jeweiligen Alter entsprechend – noch nicht ausreichend Verarbeitungs- und Bewältigungsmöglichkeiten vorhanden sind (ebd., S. 48).

Aus Sicht der integrativen Therapie, einer Form der Psychotherapie, deren Ansätze sich an der Verhaltenstherapie und der Gestalttherapie anlehnen und die ihren Schwerpunkt unter anderem

ignoriert und Trauma auf ein individuelles psychopathologisches Problem reduziert. Deshalb wird vorgeschlagen, und diese Ansicht wird auch in dieser Arbeit vertreten, dass ein Trauma als eine Anpassungsleistung an eine unnormale Situation nach Zusammenbruch der Gesamtstruktur gesehen werden kann (Grafe 2013, S. 45-47). Trauma wird hier also nicht durch diagnostische Kriterien definiert, da diese Definition per se starken Schwankungen unterliegt, wie sich beispielsweise in der Epidemiologie zeigt (ebd., S. 56f), sondern sie wird auf biopsychosozialer Ebene unter anderem mit Hilfe von transdisziplinärer praktischer Netzwerkarbeit, wie beispielsweise durch den Austausch mit dem psychologischen Fachdienst, verortet. Entscheidend für eine traumasensible Arbeit, ist der – auch ohne Diagnosen auskommende – eruierte Hilfebedarf der Jugendlichen. Relevant werden Diagnosen erst dann, wenn es um die Bewilligung von finanziellen Mitteln oder den asylrechtlichen Status geht.

Auch wird in Fachkreisen, die sich kritisch mit den Klassifikationsinstrumenten auseinandergesetzt haben, dafür plädiert, auch nicht vor Behandlung von Traumata ohne Diagnose zurückzuschrecken. Denn im Kontext Flucht ist es besonders bei Kindern und Jugendlichen nicht von hoher Relevanz, ob die gemachten Erfahrungen nun als belastende Ereignisse oder Traumatisierungen zu klassifizieren sind (Andreatta 2018, S. 79). Anzumerken ist noch, dass der zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht erschienenen ICD-11 die „Komplexe Posttraumatische Belastungsstörung“ als neue Diagnose einführen wird.

³⁰ Zu betonen ist hierbei, dass dieses Kapitel selbstverständlich keine traumapädagogische Auseinandersetzung für die sozialarbeiterische Praxis ersetzt. Das kann und soll in diesem Rahmen auch gar nicht geleistet werden. Es soll lediglich eine Sensibilisierung in Form von Anregungen zum Umgang mit jugendlichen Geflüchteten im Kontext von Identitätsarbeit stattfinden.

auf Traumafolgestörungen gesetzt hat, kann bei besonders schweren Misshandlungen in der Kindheit oft kein stabiles Identitätsgefühl ausgebildet werden und so kann das Gefühl einer eigenständigen und unabhängigen Identität ausbleiben. Dabei werden das Selbst- und Beziehungskonzept nicht nur durch interpersonale Traumatisierung beeinflusst, sondern grundsätzlich durch traumatische Erschütterung. Oft zeigt sich dies interaktionell, da solche Erfahrungen die Wahrnehmung der Welt, die dann als bedrohlich und gefährlich empfunden wird, beeinflussen (Butollo/Hagl/Krüsmann 2003, S. 51).

Auch der Prozess der Flucht selbst spielt eine entscheidende Rolle. So kann Traumatisierung in der Prä-, Peri- und/oder Post-Migration ausgelöst werden. Am offensichtlichsten scheinen hier die Faktoren der Prä-Migration, bei denen gerade in Kriegs- und Krisengebieten durch Erfahrungen wie beispielsweise Terrorismus oder Bombardierungen die Alltagsnormalität in Frage gestellt wird und Aspekte der Unkontrollierbarkeit und Unvorhersehbarkeit materielle, körperliche und psychische Dimensionen betreffen. Bei Folteropfern werden die als selbstverständlich angenommene Gegenseitigkeit und Solidarität in sozialen Beziehungen zerstört. In der Phase der Peri-Migration, also auf der Flucht, kann die Nicht-Erfüllung essenzieller Grundbedürfnisse, wie Essen und Trinken, aber auch Gewalt beziehungsweise das Mitansehen davon, Gefangenschaft sowie die Angst zu Ertrinken zu traumatischen Erfahrungen führen. Post-Migrationsstress schließt sich durch Heraus- und Überforderungssituationen eng an vorherige Erfahrungen an. Besonders bei unsicherem Aufenthaltsstatus und Darlegung der traumatisierenden Erlebnisse im Asylverfahren können Retraumatisierungen stattfinden. Auch „Akkulturationsstress“ – ein kritisch zu betrachtender Begriff, der aber in diesem Zusammenhang wichtige Aspekte aufgreift – ist ein Belastungsfaktor und äußert sich unter anderem durch Unterschiede in Sprache und Religion, dem (vorübergehenden oder teilweisen) Verlust des kulturellen Bezugsrahmens, sozialen und familiären Rollenveränderungen und bei älteren Jugendlichen dem Verlust der beruflichen Identität (als Teilidentität) sowie Erwerbslosigkeit (Nikendei/Greinacher/Sack 2017, S. 76-79). Hinzu kommen Belastungsfaktoren wie das Fehlen von Intimität und Privatsphäre durch Unterbringung in Gemeinschaftsunterkünften, ein unzureichender Schulbesuch und eine politische wie gesellschaftliche Abwehrhaltung oder Ambivalenzen gegenüber Geflüchteten. Psychopathologische Folgen können der Widerspruch zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung sein. Allgemeiner formuliert, kann durch den Verlust von sozialem, ökonomischem und kulturellem Kapital (Bourdieu) die Migration auf psychischer und sozialer Ebene als Entwertungsprozess erlebt werden (Kampelmann 2005, S. 214f; Tatschl 2017, S. 32). Zwar sind der Klinischen Sozialarbeit in dem betrachteten Rahmen auf Ebene der Intervention in den ersten zwei Phasen der Migration die Hände gebunden, auf der

Ebene der Post-Migration aber, kann sie gezielt und auch frühzeitig mitwirken und gegebenenfalls einschreiten.

Auch spielen für das Identitätsgefühl räumliche, zeitliche und soziale Bindungen eine Rolle. Im Prozess der Flucht und bei traumatischen Erfahrungen werden diese zusätzlich zu den vielfältigen zu bewältigenden Entwicklungsaufgaben relativiert (Rössel-Cunovic 2008, S. 45). Auch hier können Klinische SozialarbeitInnen gezielt ansetzen, indem sie helfen, Bindungen auf den verschiedenen Ebenen (wieder-)herzustellen.

In einigen Studien wurden mit Fokus auf Ressourcenorientierung verschiedenste Bewältigungsstrategien identifiziert. Dazu gehörten das sogenannte „posttraumatische Wachstum“, bei dem der Hauptfokus auf Bewertungs- und Interpretationsprozesse und damit auch auf Sinnzusammenhänge und der damit verbundenen Selbstwirksamkeitserwartung sowie der Entwicklung von Hoffnung liegt. Hierbei ist Kollektivität, das kollektive Selbst und die gegenseitige Unterstützung beziehungsweise ein kollektivistisches Verantwortungsempfinden und -erleben, eine Ressource, die unterstützt werden kann. Dazu gehören Freunde, Familie und (eine tragende) Partnerschaft, aber auch ein potenziell politisches Netzwerk und das gesellschaftliche Umfeld, das beeinflusst wie (traumatische) Lebensereignisse oder der Sinn menschlichen Handelns gedeutet, bewertet und erlebt werden. Auch die Bereitschaft, sich mit zerstrittenen Familienmitgliedern oder „Gegnern“ zu versöhnen, kann einen Bewältigungsfaktor darstellen. Selbst Verdrängung und Ablenkung können helfen. Generell wurde festgestellt, dass Mädchen, in Bezug auf den Umgang mit Traurigkeit, eher nach beziehungsorientierten Lösungen suchen, während Jungen ihre Bewältigungsstrategien mehr in aktivitätsbezogenen Lösungen sehen. Religiöse Zugänge halfen bei beiden Geschlechtern gleichermaßen (Grafe 2013, S. 63/70f; Butollo et al. 2003, S. 35; Nikendei et al. 2017, S. 80). Außerdem hat unter anderem Grafe in ihrer Forschung bei jugendlichen Geflüchteten festgestellt, dass manche zur „Legendenbildung“ neigen. Hier werden biographische Daten rekonstruiert, die nicht mit der Realität übereinstimmen, mit dem Ziel eine mit der Asylpolitik übereinstimmende Identität zu schaffen, um so den Aufenthalt in Deutschland zu sichern. Funktion der Legendenbildung soll sein, gesellschaftlichen und politischen Erwartungen zu entsprechen. Nach dieser Theorie kann die Aufrechterhaltung dieser „Doppelidentität“ (der realen und der konstruierten) die Identitätsentwicklung der Jugendlichen beeinträchtigen. Denn „echte“ Interaktionen können nur schwer entstehen und so bekommen die Jugendlichen keine Rückmeldungen aus der Umwelt, die aber für ihre Weiterentwicklung wesentlich sind. Oft äußert sich dies dann in psychischen Auffälligkeiten (Grafe 2013,

S. 70/162-166).³¹ Die besondere Wichtigkeit sozialer Unterstützung in der (post-)traumatischen Bewältigung spiegelt sich in jeder wissenschaftlichen Facette, die sich mit Trauma auseinandersetzt, wider.

In diesem Gesamtkontext erscheint es wichtig zu reflektieren, dass in diesem Zusammenhang vom „westlichen“ Begriff von Identität, Trauma und Individuum ausgegangen wird. Denn die individuumszentrierte Sicht ist speziell in der Psychotraumatologie, „[...] ein typisches Produkt unserer westlichen Gesellschaft“ (Butollo et al. 2003, S. 134).

Willi Butollo und seine Kolleginnen verweisen hier auf die unterschiedliche Auffassung von Menschenbildern und Krankheitskonzepten in unterschiedlichen Kulturen – auch wenn der hier verwendete Kulturbegriff kritisch zu betrachten ist, da dieser nicht dem in dieser Arbeit vertretenen Kulturverständnis entspricht.

„Die Vorstellung von innerpsychischen Konflikten oder Zuständen ist eine typisch westliche, die sich nicht unbedingt auf andere Kulturen übertragen lässt, und damit dürfen demensprechende Therapieansätze nicht unreflektiert nach außen übertragen werden. Die Idee, man müsse sich mit der Erinnerung an eine traumatische Erfahrung konfrontieren, um sie so zu bewältigen, ist zunächst eine rein westliche und kann hinterfragt werden“ (ebd., S. 138).

3.6 Der Identitätsbegriff in der Klinischen Sozialarbeit

Der Identitätsbegriff wurde von der Klinischen Sozialarbeit in dieser Form bisher nicht behandelt. Daher erfolgt in diesem Kapitel eine kritische Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Publikationen, die die für die Fragestellung relevanten Konzepte von Identität in *Arbeitsfeldern* der Klinischen Sozialarbeit vertreten und wie diese mit dem in dieser MA-Thesis definierten Identitätsbegriff übereinstimmen. Dabei ist zu erwähnen, dass in anfänglicher Recherche gerade das Defizit von aktuellen Identitätskonzepten bezüglich der hier thematisierten AdressatInnen in der sozialarbeiterischen beziehungsweise jugendpsychiatrischen Forschungslandschaft einer der zentralen Gründe darstellte, sich näher mit dem Thema zu befassen. Die Auswahl der beiden Handlungsfelder ergab sich durch die Gemeinsamkeit, dass sie in der Regel durch stationäre Hilfsangebote repräsentiert sind. Wie eingangs erwähnt, bietet ein solcher Rahmen vielfältigere Möglichkeiten als beispielsweise die psychosoziale (Migrations-)Beratung, um Angebote zur Identitätsarbeit mit Jugendlichen zu leisten und diese überhaupt zu erfassen.³²

³¹ Einschränkung bleibt anzumerken, dass jenes Phänomen stark von der Interpretation der ForscherInnen abhängt.

³² Für die Darstellung weiterer relevanter Arbeitsfelder für die Klinische Sozialarbeit mit Kindern und Jugendlichen vgl. Denner 2008a.

3.6.1 Der Identitätsbegriff in der transkulturellen Kinder- und Jugendpsychiatrie

Zunächst ist anzumerken, dass sich Publikationen zur transkulturellen Psychiatrie im Bereich der Jugend auf sehr wenige vertiefende Beschäftigungen beschränken. Wird die Suche zusätzlich noch auf den Identitätsbegriff eingeschränkt, beschränkt sich die Auseinandersetzung in der Fachliteratur genau auf eine Monografie.³³

Renate Schepker und Mehmet Toker legen in ihrem Grundlagenwerk für transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie dar, dass (kultureller) Identität in gängigen Werken der Psychopathologie ein binäres Kulturverständnis, also eine eindeutige Zuordnung zu einer Nation beziehungsweise Kultur, zu Grunde liegt, auch wenn berücksichtigt wird, dass diese schwierig zu erfragen sei, besonders bei Jugendlichen und gerade bei „Asylbewerbern“ mit unsicheren Bleibeperspektiven (Schepker/Toker 2009, S. 84f). Die AutorInnen selbst kritisieren dies aus einer transkulturellen Perspektive und vertreten einen Identitätsbegriff, der sich an einem ethnopsychanalytischen Grundverständnis anlehnt. Dieser sei, nach Schepkers und Tokers Reflexion und Interpretation, zu sehen als eine theoretische Grundannahme, die Adoleszenz als eine lebenslange Entwicklungsaufgabe und den Übergang von Familie zur Kultur als zentrales Konfliktfeld bestimmt. In dieser Entwicklungsstufe wird der Mensch fähig, sich eine Geschichte durch Symbolisierung von Vergangenem zu konstruieren (ebd., S. 113/116).

„Identitätsformen können, insbesondere bei Jugendlichen, coexistieren (sic!), ausprobiert und abgewechselt werden, üblicherweise ist jedoch eine Identitätsform die überwiegende“ (ebd., S. 117).

Auf Grundlage dieser Identitätsdefinition und einer größeren empirischen Forschung seitens Schepker und Toker werden in ihrem Beitrag auf den folgenden Seiten fünfzehn verschiedene Rollentypen einer Identität entwickelt und erläutert. Die VerfasserInnen erklären, ihnen sei bewusst, dass die Typologie unvollständig und reduziert ist, da die Subkultur der Jugendlichen ein dynamischer Prozess sei (ebd.). Hinzuzufügen sei, dass die Typologie auch unabhängig vom Einbezug des Faktors subkulturelle Prozesse unvollständig sein kann.

Auch Keupps Begriff der Patchworkidentität findet sich in einer der fünfzehn Kategorien wieder, und zwar in Form der „stabil bikulturellen Identität“. Mit diesem Typus wird beschrieben, dass der oder die Jugendliche gleichzeitig in zwei Kulturen zuhause sei (ebd., S. 118). Im Sinne des komplexen Identitätsverständnisses nach Keupp ist diese Einordnung aber eine

³³ Andere vereinzelte Beiträge wurden auf Grund des konträren Verständnisses von Identität zu dem hier vertretenen oder dem expliziten Bezug auf Erwachsene ausgeschlossen.

Fehlinterpretation seitens der VerfasserInnen. Auch die Einteilung von Identitätstypen in Kategorien ist durch das in dieser Arbeit vertretene Verständnis von Identität als kritisch zu bewerten. Die entwickelten Rollentypen sind zwar mehrdimensional und nachvollziehbar angelegt, allerdings vereint sie die Grundannahme, dass die einzelnen Rollentypen stabile Konzepte sind, in die sich die Jugendlichen relativ dauerhaft einordnen lassen.

Gleichzeitig resultiert aus der Forschung für den Umgang mit geflüchteten Jugendlichen ein lebensweltorientierter Ansatz. Aus dem Ergebnis, dass migrierte Jugendliche in psychiatrischen Einrichtungen oftmals sozial benachteiligt sind, leiten Schepker und Toker eine Ressourcenstärkung im (psycho)sozialen Bereich als wichtigstes pädagogisches Ziel ab (Schepker/Toker 2009, S. 194f).

Neben Schepkers und Tokers Forschung sei noch ein Beitrag von Sjoerd Colijn erwähnt, der sich kurz mit dem Identitätsbegriff im transkulturellen jugendpsychiatrischen Setting auseinandersetzt. Er benennt einige Entwicklungsanforderungen in der Jugendphase, die sich im Wesentlichen mit denen in Abschnitt 3.3 genannten decken, als zentrale Bestandteile, um zu einer stabilen „Erwachsenenidentität“ gelangen zu können. Zwar distanziert sich Colijn von generalisierenden Stufenmodellen und der Annahme, dass der Übergang von der Jugendphase ins Erwachsenenalter meist krisenbehaftet ist, er spezifiziert aber nicht, was er mit „stabiler Erwachsenenidentität“ meint (Colijn 2010, S. 275f). In Bezug auf Jugend weist er auf die besondere Bedeutung von Peer Groups hin sowie bei migrierten Jugendlichen auf eventuelle zusätzliche soziale Stressoren, die die Identitätskonstruktion beeinflussen können. Auch setzt er sich in diesem Zusammenhang mit „kultureller Identität“³⁴ auseinander, die nicht auf eine Identifikation mit einer Kultur beschränkt sein müsse und verweist auf die Gefahr einer ethnozentrischen Sichtweise im Zusammenhang mit Deutungen, die sich auf kulturelle Denk- und Handlungsmuster der Jugendlichen beziehen (ebd., S. 278/281f). Die Auseinandersetzung mit dem Identitätsbegriff bei Colijn zeigt einige wichtige Bezugspunkte für die Klinische Sozialarbeit auf, wie etwa die Bedeutung der sozialen Beziehungen. Dennoch bleibt der Identitätsbegriff sehr unspezifisch, sodass der Beitrag von Colijn nur einen geringen Erkenntnisgewinn für den in dieser Arbeit vertretenen Identitätsansatz bietet.

³⁴ Zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Begriff der kulturellen Identität und der damit verbundenen Annahmen vgl. 4.1

3.6.2 Der Identitätsbegriff in der Jugendhilfe

Auch in diesem Feld der Klinischen Sozialarbeit zeichnet sich ein ähnliches Bild ab. Es gibt kaum Publikationen, die sie sich im Kontext von Migration mit Identität auseinandergesetzt haben. So wurde beispielsweise in einer Evaluationsstudie von Hilfeprozessen in der Jugendhilfe bei unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten der Begriff der Identität nicht mit einbezogen, obwohl unter anderem auch die Beziehungsarbeit der BezugspädagogInnen evaluiert wurde (Macsenaere/Köck/Hiller 2018) und Identitätsarbeit dort durchaus einen guten Anknüpfungspunkt bietet. Dies belegt gleichzeitig aber auch, dass in diesen Bereichen Forschungsbedarf besteht, da diese Studie durchaus eine wichtige Grundlage für die Wirkungsforschung bildet und damit für die Belange der Jugendlichen von Bedeutung ist.

Ein Beitrag von Josef Freise ist in diesem Zusammenhang der einzige, der sich explizit mit Identitätsentwicklung von migrierten Jugendlichen in der Jugendhilfe beschäftigt. Dabei bezieht er sich in seiner Definition von Identität auf Heiner Keupp, aber auch auf die Identitätstheorie nach Lonnie Athens, der der Strömung des symbolischen Interaktionismus zuzuordnen ist und sich mit Identität in radikalen Lebensumbrüchen auseinandergesetzt hat. Nach Athens bildet sich Identität aus durch innere Zwiegespräche zwischen den „Wir“-Stimmen (engl.: US), welche durch Gruppenzugehörigkeiten verkörpert werden und den „Sie“-Stimmen (engl.: THEM), welche gesellschaftliche Normen und Erwartungen repräsentieren. Bei Jugendlichen sind häufig die „Wir“-Stimmen besonders stark, da Peer Groups, wie auch Freise betont, in diesem Alter von besonders hoher Bedeutung sind. In der Regel passiert der Aushandlungsprozess unbewusst, aber wenn der Mensch sich in einer existenziellen Krise befände, komme dieser Prozess an die Oberfläche des Bewussten. Denn die eigenen Identitätsmuster funktionieren, gemäß Athens‘ Theorie, in einer Krise möglicherweise nicht mehr und es müssten neue Strukturen gebildet werden. Auslöser für solche Krisen könne auch der Verlust von Heimat sein, der dazu führt, dass alte Lebensmuster nicht mehr funktionieren würden und die Identität „fragmentiert“ würde (Freise 2005, S. 13f). Der Beitrag von Freise setzt sich zwar vielfältig mit Identität auseinander, gleichzeitig erschwert eine unstrukturiert erscheinende Argumentation das Verständnis, da der Autor, je nach Schwerpunktthema, von einer Identitätsdefinition zur nächsten springt. Auch wird nach der Identitätsdefinition Athens‘ die Aufteilung einer Identität in mehrere Teilidentitäten – hiermit sind nicht die situativen Selbstthematisierungen gemeint, welche sich im sozialen Kontext durch Interaktionen mit den Peer Groups setzen lassen – als etwas Negatives gedeutet und nur in existenziellen Krisen sichtbar wird. Dies widerspricht aber einigen Grundgedanken des Identitätsmodells nach Keupp und wird durch einen weitgehend

reduktionistischen Ansatz der nicht nur in Krisen vorliegenden Komplexität des Entwicklungsprozesses nicht gerecht. Denn die Fragmentierung bedeutet aus der in dieser Arbeit vertretenen Sichtweise nicht zwangsläufig ein unverbundenes „Nebeneinanderstehen“ und unterstellt keine allgemeine Krisenhaftigkeit, sobald Ambivalenzen und Ambiguitäten zwischen den einzelnen Teilbereichen und sozialen Rollen auftreten.

Dennoch werden in Freises Beitrag wichtige Ansatzpunkte für die Soziale Arbeit im Migrationskontext aufgegriffen. So schreibt er beispielsweise:

„Er [Erik Erikson] thematisiert Identität ausgehend von seinem eigenen Denkhorizont eines weißen akademischen Mannes aus“ (ebd., S. 20).

Ein wichtiger Gedanke, der in jeder Theorie und jedem Konzept aufgegriffen und hinterfragt werden sollte und einer der zentralen Gründe, wieso in dieser Arbeit der Bezug auf Eriksons Identitätstheorie in anderen Publikationen, die sich mit Identität, Flucht und Jugend auseinandersetzen, so kritisch betrachtet wird. Denn die Gesellschaft, in der ein Subjekt aufwächst, zu der es sich zugehörig fühlt oder in die migriert wird, kann inkludieren, exkludieren und dadurch die Identität prägen (ebd., S. 22).

Der im gleichen Sammelband erschienene Beitrag von Stephan Kampelmann geht ebenfalls kurz auf den Identitätsbegriff ein. Er greift im Zusammenhang mit unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten in der Jugendhilfe sogar den Begriff des „Kulturschocks“ auf, da im Exilland alles auf einmal auf sozialer wie kultureller Ebene fremd sei.³⁵ So würden erlernte Rollen- und Kommunikationsstrukturen in der Aufnahmegesellschaft oft nicht mehr greifen und negative Gefühle ausgelöst werden. Diese Gefühle können aber positiv genutzt werden, um die eigenen Gefühle und Denkmuster zu reflektieren und damit neue wie alte Verhaltensweisen zusammenzudenken (Kampelmann 2005, S. 213f).

„Ob hieraus sinnvolle Zukunftsperspektiven entwickelt werden können, hängt jedoch in entscheidendem Maße davon ab, ob das Exilland dies zulässt“ (ebd., S. 214).

Denn Adoleszenz sei eine Phase, in der Strategien erlernt werden können, die neue Aspekte in die Identität integrieren. Deshalb erscheine es wichtig, gerade im Fluchtcontext, ein positives

³⁵ Der Kulturschockbegriff wird in dieser Arbeit nicht vertreten, auch weil Kultur hier anders begriffen wird (vgl. Fußnote 18). Auch kann darauf verwiesen werden, dass unbegleitete Minderjährige zwar in der Regel ohne Eltern fliehen, oft aber in Begleitung von FreundInnen oder anderen Verwandten wie Cousins/Cousinen, Onkeln/Tanten oder Brüdern/Schwestern (Lechner/Huber 2017, S. 67/72). Weiterhin ist Flucht ein Prozess und kein plötzlicher „Schockzustand“. Dementsprechend ist den Folgerungen bezüglich eines „Kulturschocks“ nicht zuzustimmen.

Selbstwertgefühl durch professionelle Unterstützung zu fördern. Dies könne durch stabile Erfahrungen in emotionalen Beziehungen, Wertschätzung und Respekt geschehen (ebd.).

In der Auseinandersetzung mit den Texten fiel auf, dass gerade Thematisierungen durch die Soziale Arbeit dazu neigen, geflüchtete Jugendliche als hilflose Opfer der Gesellschaft, der Migrationserfahrungen, der kulturellen wie sozialen Ausgrenzung und ähnliches darzustellen.³⁶ Dies sollte gerade in Bezug auf Identitätsarbeit mit Geflüchteten ebenfalls kritisch reflektiert werden. Denn wird dieses Narrativ fortgesetzt und in der pädagogischen Haltung gegenüber der Jugendlichen (auch indirekt oder unbewusst) vermittelt, kann dies schnell zu einer defensiven und entmutigten Haltung führen. Gerade im klinischen Kontext wäre das eine nicht zu unterschätzende und sicherlich nicht wünschenswerte Entwicklung.

Das folgende vierte Kapitel ist gewissermaßen als Fortführung der eben erfolgten Analyse zu sehen, wobei dort der Fokus verstärkt auf die forschungspraktische Anwendung gelegt wird und sich nicht ausschließlich auf das Jugendalter beschränkt.

4. Identität transkulturell erforschen: Kritische Auseinandersetzung mit aktuellen Erhebungsmethoden klinischer Ansätze im Migrationskontext

In diesem Kapitel wird versucht für die Klinische Sozialarbeit relevante Identitätsforschungen darzustellen und sie unter bisher erarbeiteten Gesichtspunkten des hier vertretenen Identitätsverständnisses kritisch zu beleuchten. Zwar gibt es zahlreiche Forschungsarbeiten zur Identität, die Migration- und Flucht erforschen, aber darin wird kaum explizit sozialarbeiterische Identitätsforschung vorgenommen – wie auch in 3.6 dargestellt. Deshalb werden in diesem Kapitel in erster Linie psychologische beziehungsweise psychiatrische Ansätze reflektiert und diskutiert. Eine weit verbreitete Forschungsmethode stellt die Ethnopsychoanalyse dar, die auch zunehmend in Arbeiten der Sozialen Arbeit Anwendung findet. Da sich die Klinische Sozialarbeit als eine Querschnittswissenschaft versteht, die psychosoziale Lebenswelten und Lebenslagen erforscht und Veränderungsmöglichkeiten eröffnet, ausgehend davon, dass Gesundheit, Krankheit und Beeinträchtigung im Biographischen wie im soziokulturellen Milieu verankert sind (Gahleitner/Mühlum 2010, S. 491; Gahleitner et al. 2015, S. 9), dienen die in diesem Kapitel erörterten Auseinandersetzungen mit Identität und Identitätsarbeit in sozialwissenschaftlichen

³⁶ Hierbei sollen keinesfalls die tatsächlich stattfindende Diskriminierung und soziale Ungleichheit relativiert werden. Stattdessen wird für eine selbstreflexive Haltung plädiert, die die eigenen Deutungsmuster in Frage stellt.

wie psychologisch und psychiatrischen Forschungen als Grundlage für die Auseinandersetzung mit Identität und Identitätsarbeit in der facheigenen Disziplin.

Weiterhin wird die Frage aufgeworfen, ob eine rein klinische Sichtweise zu eng gesetzt ist und nicht besser für eine transdisziplinäre Perspektive plädiert werden sollte. Denn eine „gute“ Forschung im Bereich der Klinischen Sozialarbeit sollte die

„[...] Erfassung der sozialen Wirklichkeit aus Perspektive der Beteiligten, Prozesshaftigkeit, Triangulation, induktive Theoriebildung und (Selbst-)Reflexivität der Forschenden“ (Gahleitner et al. 2015, S. 9)

einnehmen, beachten und beinhalten.

4.1 Klinisch-psychologische Ansätze der Identitätsforschung

Im Bereich der transkulturellen Psychiatrie finden sich eine Reihe von Beiträgen, die sich mit Identität im Kontext von Migration auseinandersetzen. Auffallend hierbei ist, dass die meisten Forschungen psychoanalytisch orientiert sind (vgl. hierzu beispielsweise Beiträge in Wohlfart/Zaumseil 2006) oder von einer hierarchisch-eurozentristisch geprägten Logik aus *über* Migrierte forschen. Weiterhin wird in nahezu allen Beiträgen und den darin enthaltenen Bezügen unhinterfragt von dem Vorhandensein einer „kulturellen Identität“ ausgegangen, selbst in Beiträgen, die sich ansonsten kritisch mit der klinischen Praxis auseinandersetzen (vgl. z. B. Andreatta 2018). Dies soll im Folgenden exemplarisch dargestellt und kritisch diskutiert werden.

So wird in klinisch-psychologischen Forschungen oft von Akkulturationsprozessen ausgegangen, die den Aushandlungsprozess zwischen dem Aufrechterhalten der Herkunftskultur verbunden mit der kulturellen Identität und der Erwünschtheit von Interaktionsprozessen der Aufnahmekultur beschreiben. Dabei soll die Dynamik von kultureller Identität beachtet werden. Die akkultorative Stresstheorie geht dabei davon aus, dass Migration ein durchgängiges Stresserleben ist. Das Ausmaß der Stresserlebens wird anhand der Frankfurter Akkulturationsskala erhoben, bei der die Orientierung an Herkunftskultur und Orientierung an Aufnahmekultur durch ein Punktesystem gemessen wird (Calliess/Behrens 2011, S. 196f).³⁷

³⁷ Zu betonen sei hier nochmal, dass die Studien von Calliess und Behrens exemplarischen Charakter besitzen, da zahlreiche andere Studien ähnliche Annahmen vertreten, und in diesem Rahmen nicht einer Einzelkritik unterzogen werden. So schreiben sie selbst, dass Kultur nicht als stereotypisierende Kategorie behandelt werden sollte und, dass Kultur und Migration getrennt voneinander analysiert werden sollten (Calliess/Behrens 2011, S. 197). Kritisiert wird an diesem Beispiel in erster Linie die unhinterfragte Annahme einer kulturellen Identität sowie die Tatsache, dass die Wissenschaftlerinnen ihre eigenen Grundüberlegungen und Schlussfolgerungen in der

„Eine besonders sorgfältige biographische Anamnese kann über die ethnische und kulturelle Bezugsgruppe und Identität ebenso Aufschluss geben wie über den Migrationsprozess, sein gegenwertiges Stadium und das Ausmaß der erreichten Akkulturation“ (Calliess/Behrens 2011, S. 193).

Diese Grundannahmen sind in mehrfacher Hinsicht als problematisch zu bewerten. Durch die dichotome Einteilung von Herkunftskultur und Aufnahmekultur und die implizierte Vorraussetzung der Notwendigkeit einer Akkulturation wird eine binäre und hierarchische Logik geschaffen, in der die Migrierten als klinisch „gesünder“ gelten, wenn sie möglichst angepasst an die „bessere“ – so wird es insinuiert – „westliche Kultur“, das heißt assimiliert, sind. Hinzu kommt, dass hier angenommen wird, Migration werde als permanenter Stress erlebt, damit die Akkulturationshypothese als bestätigt und damit gerechtfertigt angesehen werden könne. Diese Annahme ist aber nicht haltbar, wie es in dieser Arbeit bereits dargelegt und auch mit klinischen Studien untermauert wurde (vgl. 3.4).

Auch die Erhebung von „kultureller Identität“ spiegelt die Hierarchisierung von „Ursprungskultur“ und „Gastkultur“ wider, wenn diese durch Faktoren wie Sprache oder „ethnische/kulturelle Bezugsgruppen“ (Calliess/Behrens 2011, S. 193) gemessen und kategorisiert werden.

Denn wenn eine kulturelle, beziehungsweise ethnische Identität, und somit eindeutige Zugehörigkeit von WissenschaftlerInnen festgestellt wird, erfolgt diese Konstruktion von selbigen und wird durch die Außenperspektive auf die „Untersuchungsobjekte“ hergestellt. Die Zuordnungen aber sind als prozesshafte, situative und kollektive Aushandlungen zu betrachten und werden ständig neu konstruiert. Demnach sind kulturelle Zugehörigkeiten als relational zu verstehen und können nie eindeutig sein. Denn die Definition erfolgt immer vom einzelnen Subjekt aus (Dannenbeck/Eßer/Lösch 1999, S. 101f/105; Keupp et al. 2008, S. 171f). Und auch für eine ressourcenorientierte Soziale Arbeit wird gefordert, sich von Annahmen über vermeintliche ethnische oder kulturelle Identitäten gegenüber den jungen Menschen zu lösen (Tutsch 2002, S. 16).

In einigen wenigen Publikationen wird etwas sensibler auf die Frage des Kulturbegriffs eingegangen.

„Kulturen sind dabei nicht statisch zu verstehen, sondern befinden sich in einem dynamischen Veränderungs- und Aushandlungsprozess durch die beteiligten Akteure und gesellschaftlichen Gruppen“ (Hahn/Ta/Nguyen/Graef-Calliess 2017, S. 31).

Forschungspraxis nicht umsetzen und damit möglicherweise ungewollt Stereotypisierungen in wissenschaftlichen Diskursen verfestigen.

Hier wird bemerkt, dass Transkulturalität und hybride Identitäten durch Verdichtung globaler Migrationsbewegungen in einer diversen, pluralistischen Gesellschaft entstehen. Auch wenn die AutorInnen immer noch an Akkulturationsprozessen festhalten, postulieren sie, dass diese nicht als statisch zu betrachten sind, sondern wechselnde Phasen durchlaufen, die sich zudem in unterschiedlichen Lebensabschnitten überschneiden können (Hahn et al. 2017, S. 32/37). Diese Betrachtungsweise ist als ein Schritt hin zu einer lebenslangen Identitätsarbeit zu bewerten. Allerdings wird gleichzeitig auch an binären Zuschreibungen festgehalten, da sie davon ausgehen, bei einer „bikulturellen“ Identitätsentwicklung könne entweder die eine oder die andere Kultur überwiegen. Zwischenräume lässt die Klassifizierung nach diesem Konzept nicht zu. In der Analyse von Identität bemerken die Autoren, dass die „soziale Seite“ der Identität geprägt durch die Wahrnehmung der Umgebung einschließlich der Zuschreibungen und Vorurteile gegenüber den Migrierten ist (ebd., S. 41). Eine Feststellung, die die ForscherInnen selbst in diesem Kontext wenig beachten, da sie ihre eigenen Rollen nicht reflektieren und auch nicht berücksichtigen, welche Fremdzuschreibungen in den verwendeten Konzepten verankert sein könnten.

In Bezug auf adoleszente Identitätsentwicklung stellen Schepker und Toker die Frage,

„ob das Spannungsfeld zwischen der ‚Kultur der Familie‘ und der ‚Kultur der Gesellschaft‘ migrationstypisch ist, oder nicht viel mehr typisch für jegliche Adoleszenzentwicklung?“ (Schepker/Toker 2009, S. 115)

und relativieren somit die häufig reduktionistisch verwendete Relevanz der Herkunft. Zwar erkennen sie die Vielfalt der (migrierten) Jugendlichen an und gehen nicht von einem dichotomen Kulturverständnis aus, gleichzeitig vertreten sie aber ein kategorisierendes Identitätsverständnis in ihrer Forschung (vgl. hierzu 3.6.1). Auch zeigen sie auf, dass die theoretische und praktische Erfassung von kultureller Identität in bisherigen Forschungen problematisiert wurde, da sie sehr schwer messbar sei, insbesondere bei „Asylbewerbern“ und kürzlich migrierten Menschen. Allerdings kommen die AutorInnen dann nicht zu dem Schluss, die Konstruktion „kulturelle Identität“ in Frage zu stellen. Vielmehr werden hier Versuche unternommen, diese messbar zu machen, wie beispielsweise durch die Bevorzugung eigenethnischer Partnerschaften oder die Wahl der Vornamen für Kinder (Schepker/Toker 2009, S. 84f). Dieses Beispiel verdeutlicht die Schwierigkeiten einen sich ständig verändernden Entwicklungsprozess – in diesem Fall die Adoleszenz – in Kategorien zu fassen und damit festzuschreiben.

Dies schließt sicher auch an die Problematik an, dass sich die Klinische Psychologie nur in Teilbereichen als Hilfswissenschaft für die Klinische Sozialarbeit eignet und sich dadurch

deutlich abgrenzt, dass sie den sozialen Kontext nicht genug in den Fokus nimmt (Schlittmaier 2016, S. 4). Dabei wird konstatiert:

„Gerade im Bereich der Geflüchtetenhilfe – insbesondere mit Kindern und Jugendlichen – ist neben der psychischen Problematik die soziale Dimension von entscheidender Bedeutung“ (ebd.).

Auch wenn es nicht Aufgabe der Klinischen Sozialarbeit ist, der Klinischen Psychologie ihre Grenzen aufzuzeigen, legen die behandelten Beispiele doch die Annahme nahe, theoretische Fundierungen und praktizierte Handlungen innerhalb psychiatrischer Institutionen hängen zusammen. So untermauern sie die Kritik von Suman Fernando am institutionalisierten Rassismus in der Psychiatrie:

„In der Praxis äußert sich dies darin, dass eurozentristische Analyse- und Bewertungsverfahren benutzt werden, um psychologische Profile und Diagnosen zu erstellen, die nichtwestliche Lebensvorstellungen, Problemlösungen, Überzeugungen und Gefühle nicht berücksichtigen [...]. Die Profile und Diagnosen können daher per se nicht die Folgen von sozialen und politischen Besonderheiten einbeziehen und blenden somit entscheidende Aspekte des praktischen Lebens aus“ (Fernando 2010, S. 74).

4.2 Ethnopsychoanalyse als Beispiel eines transdisziplinären Forschungsansatzes

Wissenschaftliche Diskurse, die sich mit der Verbindung aus Kultur, Identität und Psychologie beziehungsweise Psychiatrie auseinandersetzen, erfolgen meist im Zusammenhang mit einer ethnopsychoanalytischen Perspektive und Herangehensweise. Stephanie Grafe, die aus einem sozialarbeiterischen Ansatz die Perspektiven und Bewältigungsformen in der Identitätsarbeit von jugendlichen Geflüchteten betrachtet und erforscht hat, bedient sich ebenfalls der ethnopsychoanalytischen Interpretation für ihre Interviewauswertungen. Diese Methodik sieht sich als Bindeglied zwischen Ethnologie und Psychoanalyse und fungiert als Deutungs- und Analyseinstrument. Dabei gehe es um den wechselseitigen Prozess zwischen „fremder“ und „eigener“ Kultur und um die Aufweichung von vorschnellen Verallgemeinerungen und Stereotypisierungen. Auch die Selbstreflexion der ForscherInnen sei zentral. Zudem stellt Grafe die qualitative, interpretative und prozesshafte Komponente dieser Forschungsmethode in den Vordergrund und betont die Transparenz der Beziehung der Forschenden zu den Beforschten durch die Reflexion von Wahrnehmung mithilfe der psychoanalytischen Konzepte „Übertragung“ und „Gegenübertragung“ (Grafe 2013, S. 77-79).

Auch wenn es zu begrüßen ist, dass im Kontext von Identität und Migration eine inter- beziehungsweise transdisziplinäre Methode Zugang in die Forschungslandschaft findet, da dies –

wie bereits mehrfach dargelegt – unumgänglich für eine kritisch-reflexive (klinisch-sozialarbeiterische) Forschung und Theorie ist, beschränkt sich in diesem Ansatz der Zugang über die Psychologie ausschließlich auf die Psychoanalyse.

So kritisiert Hilarion Petzold das zugrundeliegende Paradigma der Psychoanalyse stark und begründet die Dekonstruktion dieser in Bezug auf Identität folgendermaßen:

„Geschlossene Theorien und ihre rigide Anwendung und repressive Umsetzung können also nicht unproblematisch sein, sondern vermögen zu einer Ausübung von destruktiver Macht, ja von Gewalt zu führen, zu dysfunktionaler Fremdbestimmtheit wie es z. B. Pohlen, Bautz-Holz-herr (1991, 1994) für die ‚Deutungsmacht‘ der Psychoanalyse aufgezeigt haben. Das Zwangs-regime der machtgésättigten Freudschen ‚Grundregel‘ und das ihr innewohnende Potential repressiver Identitäten normierender Umsetzung hat uns zu ihrer ‚Dekonstruktion‘ motiviert und angeregt, [...] wohlbewusst der prinzipiellen Macht ethischer Normierungen, die es zu proble-matisieren und auf ihre Legitimierungen zu befragen gilt (Butler 2003, Foucault 1996) - auch der eigenen! Wir haben Integrität, Menschenwürde und mitmenschliches Engagement als Legi-timierungsgrundlage gewählt“ (Petzold 2012, S. 412f).

In der Ethnopschoanalyse wird beispielsweise ein zentraler Konflikt darin gesehen, dass Ju-gendliche sich in einem Konflikt zwischen Herkunftskultur und Familie befinden, der eine ebenso große Bedeutung wie der ödipale Konflikt in der Kindheit besäße (Schepker/Toker 2009, S. 113f). Die Problematik dieser Annahme besteht darin, dass hier von Gegebenheiten ausgegangen wird, die weder überprüft noch mit der Wahrnehmung der Jugendlichen abgegli-chen werden können. Hier konstruieren Vorannahmen unhinterfragt Realität. Und dies wider-spricht stark einem reflexiven Verständnis klinisch-sozialarbeiterischer Forschung.

Auch mit Didier Eribon lässt sich argumentieren, dass Psychoanalyse ein diskriminierendes Instrument darstellt, weil in der Theorie von heteronormativen Annahmen ausgegangen wird und damit Vorannahmen geprägt sind – wie beispielsweise der ödipale Komplex – die sich in Erhebungen und praktischer Umsetzung durch Interpretationsleistungen der ForscherInnen wiederfinden. Dies spiegelt sich auch in diskriminierenden Annahmen wieder, die Heterosexu-alität als „normal“ und Homosexualität als „pervers“ konstruiert und kategorisiert, begründet durch ein psychoanalytisches Theoriekonstrukt, das sich auf alte Begrifflichkeiten stützt (Eri-bon 2017, S. 20/28/35).³⁸ Wenn ein ganzer Theoriekomplex im Großteil auf heteronormativen Vorannahmen aufgebaut ist, erscheint es dann nicht angemessen, von einer Anwendung der Theorie abzuraten und auch diese nicht zur theoretischen Fundierung praktischen Handelns heranzuziehen?

³⁸ Für eine ausführliche Betrachtung der Argumentation vgl. Eribon 2017.

Über die Ethnopsychoanalyse hinausgehend erscheint es wünschenswert, ein wissenschaftlich fundiertes Instrumentarium zu entwickeln, das sich differenziert mit den Überlappungen und Überschneidungen der einzelnen Themengebiete auseinandersetzt und auch ganzheitlich und antidiskriminierend biopsychosoziale Komponenten in den Fokus nimmt. Dabei muss nicht „das Rad neu erfunden werden“. Vielmehr könnten bewährte Methoden mit Schwerpunkt auf qualitativer Forschung mithilfe transdisziplinäre Forschungspraktiken, aus Fachbereichen der Kultur- und den Sozialwissenschaften, miteinander verbunden und durch bereits vorhandene Diagnoseinstrumente – wie beispielsweise den ICF, der auch die soziale Komponente einbezieht – ergänzt werden. Auch das Modell der Alltäglichen Identitätsarbeit bietet eine fundierte Orientierungs- und Analysegrundlage für die klinisch-sozialarbeiterische Identitätsforschung. Im Folgenden werden deshalb ausgewählte Ansätze vorgestellt, die Anknüpfungspunkte für die Klinische Sozialarbeit bieten und die bisher erarbeiteten Annahmen ergänzen können.

4.3 Möglichkeiten und Grenzen ausgewählter Ansätze sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung

Die Möglichkeiten der Erhebung bezüglich Identität sind vielfältig und vage gleichermaßen. Sich im Dschungel der Möglichkeiten zurechtzufinden, die für diesen Kontext eine Relevanz besitzen könnten, ist schwierig. Deshalb wurde auch während des Verfassens dieser Arbeit in Erwägung gezogen, dieses Kapitel außen vor zu lassen, da nicht der Eindruck der Beliebigkeit entstehen soll. Nach einiger Abwägung erschien die Auseinandersetzung mit sozialwissenschaftlicher Identitätsforschung aber doch als zu wichtig, da ein Gegenimpuls zu eurozentristisch geprägten klinischen Identitätsforschung gesetzt werden sollte. So reifte der Entschluss, diese nicht auszuklammern, sondern ebenfalls exemplarisch einige Möglichkeiten vorzustellen.

Eine gute Überblicksarbeit bietet die Rezension des Soziologen Erol Yildiz (2006).³⁹ Hier kommen über den Identitätsdiskurs bemerkenswert vielfältige Perspektiven auf, da er Forschungen aus Bereichen der Erziehungswissenschaft, der Psychologie, der Literatur- und Kommunikationswissenschaft sowie der Ethnologie Beachtung schenkt (Yildiz 2006, S. 37). Yildiz beschreibt die Annäherungen und Ideen von Identität in den von ihm analysierten Beiträgen 2001 bis 2004 als sehr heterogen. Verbunden sind sie alle in der Grundannahme, Identitätskon-

³⁹ Leider findet sich kein aktuellerer Forschungsüberblick wie der von Yildiz. Dies ist aber unter anderem darauf zurückzuführen, wie sich auch aus eigener Recherche ergeben hat, dass sich die (sozial-)wissenschaftlichen Publikationen über Identität in diesem Zeitraum ballen und dementsprechend das Interesse kurz nach der Jahrtausendwende dann abflachte. Eine vollständige und zusammenfassende Überblicksarbeit über aktuellere Publikationen kann in diesem Rahmen nicht geleistet werden.

struktion beziehungsweise gelungene Identitätsarbeit als etwas Erstrebenswertes zu bewerten (Yildiz 2006, S. 37).

„Wenn man, statt normativ vorzugehen und sich an abstrakten Kategorien zu orientieren, den Blick auf alltägliche Praxisformen richtet, dann gewinnen Identitätskonstruktionen und biographische Entwürfe eine praktische Relevanz. Aus diesem gewendeten Blick wird sichtbar, dass solche Konstruktionen subjektorientiert, kontextabhängig und in die alltägliche Praxis eingebunden sind“ (Yildiz 2006, S. 50).

Yildiz plädiert für eine subjektbezogene, alltagsnahe Forschung, die auch für die Soziale Arbeit von besonderer Relevanz ist. So bietet beispielweise das methodische Vorgehen von Höfer – auch neben dem Modell zur Alltäglichen Identitätsarbeit – gute Orientierung für klinisch-sozialarbeiterische Forschung, da sie ein biopsychosoziales Verständnis voraussetzt und aus der ressourcen- und alltagsorientierten Perspektive forscht (Höfer 2000, S. 301-306/321). Höfer nutzt in ihrer Forschung die Methodentriangulation aus quantitativer und qualitativer Sozialwissenschaft. Für ihre quantitative Forschung erhob sie über standardisierte Fragen bezüglich Gesundheit Daten und verglich die Ergebnisse mit einer repräsentativen Jugendstudie. Aus den Antworten der Befragten wurde für die qualitative Forschung eine Auswahl nach „Kontrastgruppen“ von Jugendlichen mit jeweils hohen und niedrigen psychosomatischen Belastungen getroffen, bei denen jeweils 60 leitfadengestützte Interviews erfolgten. Dabei wurden Themenbereiche wie aktuelle Lebenssituation und -veränderung, Körperwahrnehmung, Selbstbild und Perspektivität sowie Gesundheit und Krankheit abgedeckt (Höfer 2000, S. 319-323). Da es sich als schwierig gestaltet, Identität direkt zu erfragen, erfolgte dies auf Basis der zugrunde gelegten Identitätstheorie durch eine inhaltsanalytische Auswertung, die Erstellung von Fallanalysen und die Analyse der Metaebene des „Identitätsgefühls“ (vgl. auch 3.2.4). Inhaltlich bezog sich die Metaanalyse auf die biographischen Kernnarrationen, zentrale Identitätsziele, Identitätsmanagement, dominierende Teilidentitäten sowie Entwürfe und Projekte der Identität. Neben dem Selbst- und Kohärenzgefühl wurde zudem die Teilidentität Gesundheit miteinbezogen und durch biographische Erfahrungen, Entwürfe, Projekte, subjektives Gesundheitserleben und die damit verbundenen Standards und der erzählten Identitätsstrategie ermittelt (ebd., S. 324).

Über die aufgeführten Analysekatoren von Höfer hinaus, wäre für die hier behandelte Fragestellung auch noch der Aspekt der Migration beziehungsweise der Flucht miteinzubeziehen. Mit Yildiz gesprochen ist hier allerdings nicht die Frage nach „Ethnizität“ oder „mitgebrachter Kultur“ für die Identitätskonstruktion interessant, da diese „[...] kein ontologisches Faktum, sondern das Resultat konkreter sozialer Prozesse“ (Yildiz 2006, S. 49) sind, sondern vielmehr

die Bedeutung oder Nicht-Bedeutung, die die Jugendlichen diesem Resultat auf Grund der Sozialität zuschreiben. Und auch der Prozess der Flucht, der sich erheblich auf die Identitätskonstruktion der Jugendlichen auswirken kann (vgl. 3.5), sollte miteinbezogen werden. Zudem wäre die Frage nach dem Lebens- beziehungsweise Institutionsraum wie etwa der der Jugendhilfe oder der der kinder- und jugendpsychiatrischen Einrichtungen ein wichtiger Faktor, den es zu beachten gilt. Auch könnten weitere Faktoren der Sozialisation, wie Peer Groups oder Familie, stärkere Berücksichtigung finden.

Auch wenn die Methodentriangulation eine komplexe und umfangreiche Ausgangsbasis darstellt und versucht möglichst viele Aspekte miteinzubeziehen, gilt es dennoch zu reflektieren inwiefern und welche Vorannahmen trotz einer solchen Vorgehensweise damit verbunden sein können. So kann zum Beispiel angenommen werden, dass sich qualitative und quantitative Forschung nicht nur in ihren Methoden, sondern auch in ihrem Wissen(schaft)sverständnis und den damit einhergehenden Grundannahmen über Forschungssubjekte unterscheiden. Weiterhin kann es als problematisch gewertet werden, wenn – insbesondere bei der qualitativen Forschung – Interpretationen von Forschungsergebnissen nicht im Konsens mit den Beforschten sind (Barros 2010, Abs. 8). Dies scheint in diesem Zusammenhang insofern als besonders relevant, als dass die Identitätsforschung fast ausschließlich auf Interpretationen seitens der ForscherInnen angewiesen ist. Um diesem Phänomen entgegenzuwirken, kann das von Wilhelm Kempf entwickelte „Argumentative Rückkopplungsgespräch“⁴⁰ Anwendung finden, welches sich von einem konsensorientierten Nachgespräch dadurch unterscheidet,

„[...] dass Interpret und Interpretierte zu den Interpretationen argumentativ Stellung nehmen, ihre eigenen Wahrnehmungen und subjektiven Wirklichkeiten kommunizieren, intersubjektiv geteilte Wirklichkeiten ‚aushandeln‘ und im gemeinsamen Dialog ggf. auch Kriterien für die Überprüfung der Angemessenheit ihrer Handlungsprämissen erarbeiten“ (ebd.).

Da in der klinisch-sozialarbeiterischen Forschung subjektives Erleben und reaktives Verhalten der KlientInnen im Vordergrund stehen (Gahleitner/Mühlum 2010, S. 492), sind die vorgestellten sozialwissenschaftlichen Ansatzpunkte als effektive Forschungsinstrumente für die situative Erfassung von Identität zu bewerten. Auch wenn in diesen Forschungsdesigns versucht wird auf die Prozesshaftigkeit von Identität einzugehen, kann sie auf Grund der situativen Komponente als Konstrukt nur bedingt erfasst werden. Hierzu wäre es nötig, jene komplexen Vorgänge durch eine Längsschnittstudie zu erweitern und mit entsprechender sozialarbeitswissen-

⁴⁰ Für weitere Ausführungen vgl. Kempf 2008, Band II: Quantität und Qualität.

schaftlicher Wirkungsforschung zu verbinden. Ein derartiges Forschungsdesign lässt sich in der Regel nur schwer realisieren, da es einen erheblichen zeitlichen, wie finanziellen Aufwand mit sich bringt.

Auch hinsichtlich der Selbstreflexivität der ForscherInnen besteht in den beschriebenen Forschungsmethoden noch Erweiterungsbedarf. Wie im Verlauf der Arbeit noch aufgezeigt werden wird, ist dies auf mehreren inhaltlichen Ebenen für die Professionalität der SozialarbeiterInnen von außerordentlicher Bedeutung.

5. Alternative Betrachtungsweisen: Neue Zugänge schaffen

Auf Basis des Ansatzes der Lebensweltorientierung sollte eine kritische Klinische Sozialarbeit davon ausgehen, dass gesellschaftliche Normen und subjektive Einstellungen über vermeintlich „richtiges“ Leben und Handeln nicht unreflektiert in die professionelle Praxis übernommen werden dürfen (Clark et al. 2012, S. 184). Deshalb setzt sich dieses Kapitel damit auseinander, welche Vorannahmen dem zu Grunde liegen und warum diese oft nicht bewusst werden. Darüber hinaus werden Perspektiven aufgezeigt, welche Zugänge geschaffen werden können, um reflektiertes Handeln zu fördern.

So kann beispielsweise Jugend als sozialer Spielraum betrachtet werden, der vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten bietet, zugleich aber eine Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Bedingtheit fordert (ebd., S. 193).

5.1 Gesellschaftskritische Gedanken

Aus einer kritischen Perspektive ist es für die Klinische Sozialarbeit deshalb wichtig, oft unhinterfragte und verallgemeinernde gesellschaftliche Konstrukte in Frage zu stellen, um so Ungleichheitsverhältnisse aufzudecken. Denn damit etwas verändert werden kann, muss es zunächst einmal überhaupt erkannt und benannt werden. Der folgende Diskurs setzt sich mit zentralen Ansätzen auseinander, die gängige gesellschaftliche Deutungen zu dekonstruieren. Die dargestellten Ansätze erheben nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, der Auswahl liegt aber auch keinesfalls Beliebigkeit zu Grunde, da sie bewusst gesellschaftliche Aspekte, die für die AdressatInnen relevant sind, aufzeigt. So werden Gesellschaftskonstrukte bezüglich Migration, Flucht, Psychiatrie, (kollektive) Identität und gesellschaftliche Bedingtheit sowie damit verbundene Herrschaftsverhältnisse diskutiert. Das Konstrukt Jugend wurde hier bewusst nicht miteinbezogen, da es als Handlungskontext verstanden wird.

5.1.1 Eurozentrismus in der Wissenschaft: Postkoloniale Theorien

Gerade in Themenbereichen, die sich mit Migration und Flucht auseinandersetzen, erscheint eine Erörterung postkolonialer Theorien unumgänglich. So schreibt María do Mar Castro Varela, Professorin für Allgemeine Pädagogik und Soziale Arbeit mit Forschungsschwerpunkt Postcolonial Studies und Migrationsforschung jüngst:

„Über die europäischen Werte müssen wir sprechen und auch darüber, wie Soziale Arbeit im Glauben Menschlichkeit zu befördern, oft genug strikte Migrationsregimes stabilisiert“ (Castro Varela 2018, S. 6).

Eine kritisch reflektierende Aussage, die sie im Verlauf ihres Beitrags gut begründet und darlegt. Um sich der Thematik anzunähern, werden hier kurz grundlegende Begrifflichkeiten geklärt, um dann näher auf die Kritik Castro Varelas eingehen zu können.

Der Postkolonialismus, beziehungsweise die postkolonialen Theorien, verhelfen zu Erkenntnissen und fördern Verständnis, indem sie sich auf der symbolischen, diskursiven und performativen Ebene mit postkolonialen Räumen, Erfahrungen und Kulturen sowie mit institutionalisierten Gewaltformen auseinandersetzen. Hierbei stehen Selbstverständnisse, Weltanschauungen und Wirksamkeiten kolonialer Macht im Fokus. Die Annahme des Eurozentrismus bildet einen Kernbestandteil postkolonialer Theorien, da europäische Kolonialmächte maßgeblich an dem konstruierten Bild ehemals kolonialisierter Länder beteiligt sind. Er drückt sich durch ein hierarchisches System aus, in dem bestimmte soziale und geopolitische Rollen verankert und – sozialhistorisch gesehen – in den wissenschaftlichen Diskursen des 18. und 19. Jahrhunderts gewachsen sind (Rodríguez 2012, S. 20f; dies. 2018, S. 23).

Gerade auf Grund der aktuellen politischen Lage, in der vermehrt Menschen aus dem arabischen Raum flüchten (müssen), scheint der Orientalismusbegriff, der von Edward Said – einem der Begründer postkolonialer Theorien – benannt wurde, umso aktueller. So kann Orientalismus als „europäischer Monolog“ verstanden werden, bei dem der Diskurs von westlichen Annahmen und Kategorien geprägt ist. Folgt man Said, generalisiert Orientalismus einzelne Subjekte auf ganze Gruppen, Nationen und lässt unzulässige Schlussfolgerungen zu, die bis hin zu offensichtlichem Rassismus reichen. Dabei geschieht gerade das Schreiben über andere Völker in wissenschaftlichen Texten nicht wertneutral: Es ist vielmehr unter Einbeziehung ungleicher Machtverhältnisse zu bewerten und dementsprechend ist die eurozentristische Perspektive auch immer mit Machtverteilung verbunden (Eickelpasch/Rademacher 2013, S. 107; Conrad/Rand-eria 2013, S. 45f; Said 1978, S. 96/99/105).

An dem so entstandenen neuen, vermeintlichen Bild des „Arabers“, das den Orientalismus repräsentiert, hat sich auch heute nicht viel verändert; und das immerhin über vierzig Jahre später. Zurückzuführen ist dies wohl auf die immer noch eurozentristischen Wissenschaften, denn selbst in der Menschenrechtsprofession Soziale Arbeit wird ein Hierarchieverhältnis mit postkolonialistischen Tendenzen konstruiert (Rodríguez 2012, S. 23; Castro Varela 2018, S. 6).

Aufbauend auf Saids Gedanken geht die Literaturwissenschaftlerin und Mitbegründerin der postkolonialen Theorie Gayatri Chakravorty Spivak von der Grundannahme aus, dass Wissen sich nicht im herrschaftsfreien Raum ausbildet und hat den Begriff des „worldings“⁴¹ geprägt, nach dem verschriftliche Diskurse durch Diskurspraktiken ins Soziale übergehen, und so auch Wissensproduktion in Westeuropa im Zusammenhang mit Kolonialismus entstanden ist. Damit wird eine Zirkeldynamik eurozentristischer Logik in Gang gesetzt, die sich durch die Wirklichkeitsschaffung *durch* Texte *im* Sozialen bei gleichzeitiger Schaffung von „Wahrheit“ *durch* Soziales *in* Texten, beschreiben lässt. Die zentrale Frage, die sich hierbei stellt, ist die, wie sich der Westen durch die eigene Lebensanschauung reproduziert. Gleichzeitig analysiert Spivak, welche Rolle die Wissenschaft einnimmt und damit einhergehend auch welche Verantwortung sie übernimmt, wenn sie versucht *über* Menschen, die öffentlich kaum repräsentiert sind, zu schreiben – konkret über deren Praktiken und Denken. Dies äußert sich in Repräsentationen von Gruppen und so ist kritisch die Frage zu stellen, wer wie dargestellt wird und wer nicht und warum die jeweiligen Personen beschrieben oder eben nicht beschrieben werden und welches Interesse vorliegt, gerade eben diese Personen und Gruppen beschreibend zu charakterisieren (Rodríguez 2012, S. 24-26). Demnach ist Sprache nicht nur im wissenschaftlichen Gebrauch wirkmächtig. Da Sprache als (Re-)Produktionsbedingung von Wirklichkeit und der real inhärenten Ungleichheit auf kultureller, psychischer und sozialer Ebene gesehen werden kann, weil Handeln und Sprache eng miteinander verknüpft sind (ebd., S. 18), ist sowohl auf gesellschaftlicher als auch auf individueller Ebene offensichtlich, dass Geflüchtete allein auf Grund sprachlicher Barrieren benachteiligt sind (vgl. hierzu auch das Beispiel von Susanne Spindler, wie in 2.1 geschildert).

Auch durch Ethnisierung im Diskurs um Multi- beziehungsweise Interkulturalität werden Mechanismen der Diskriminierung durch subalternitäre Praktiken aktiviert. Beschreibungen und Erklärungen von Materiellem, Anthropologischem, Globalgeschichtlichem und damit einhergehende Verallgemeinerungen sind historisch gewachsen, im Alltag sowohl integriert als

⁴¹ „Worlding“ bedeutet so viel wie die „[...] diskursiv[e] Aneignung von Welt durch Sprache und Schrift“ (Rodríguez 2012, S. 24).

institutionalisiert und reproduzieren sich somit selbst. So sollte gesellschaftskritisch die Frage gestellt werden, wer in öffentlichen Diskursen gehört und wer ausgeschlossen wird. Es geht aber nicht nur um Verdrängung und Unterdrückung auf symbolischer Ebene von hegemonialen Machtdiskursen, sondern auch um materielle und ökonomische Ungleichheitslagen, die sich konkret durch den fehlenden Zugang zu Ressourcen, auf materieller wie auf diskursiver Ebene, äußern (Rodríguez 2012, S. 30f). Weiterhin fehlt Geflüchteten eine „Lobby“ oder ein „Sprachrohr“ und somit sind sie politisch kaum repräsentiert. Dies spiegelt sich beispielsweise in der simplen Tatsache wider, dass sie in der Regel kein Wahlrecht besitzen.⁴²

Folgt die Betrachtung europäischer gesellschaftlicher Zusammenhänge unter dieser Perspektive, scheint es umso unverständlicher, dass Europa als Raum dargestellt wird, in dem Freiheit und Emanzipation herrschen; auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung der Profession der Sozialen Arbeit. Denn Europa ist unter anderem auch deshalb so reich, weil es über Jahrhunderte das Plündern und Ausbeuten anderer Länder und Regionen legitimiert und mit der Durchsetzung der eigenen Wissensproduktion auf Kosten anderer selbst Wahrheiten konstruiert hat. Die mitunter dadurch entstehende historische Gewalt zeigt sich in den derzeitigen Fluchtbewegungen nach Europa, welches selbst die Fluchtgründe erschaffen hat. Das Recht über die Schutzbedürftigkeit einzelner Menschen durch unzulässige Kategorisierungen in Gruppen zu richten, steht Europa aber nicht zu (Castro Varela 2018, S. 11f/16).

„Mensch‘ ist letztlich ein Konstrukt. ‚Menschsein‘ war immer debattierbar. Aus diesen Gründen muss die Disziplin der Sozialen Arbeit gerade in Zeiten von Krise und Flucht eine unbequeme Erinnerungsarbeit wagen“ (ebd., S. 12).

Dementsprechend sollte Soziale Arbeit ihre Profession kritisch hinterfragen, weil sie immer auch in Macht- und Herrschaftsdiskurse verwickelt ist. Castro Varela bezeichnet Soziale Arbeit in diesem Kontext als die „sanfte Seite des regulierenden Staats“ (ebd., S. 4). Die Ambivalenz solidarisch zu sein, spiegelt das Hierarchieverhältnis von Helfenden zum Subjekt, dem geholfen

⁴² In diesem Rahmen ist auf die diskussionswürdigen Anknüpfungspunkte hinzuweisen, welche Voraussetzungen gegeben sein müssen, mit denen eine Gesellschaft eine Entmündigung oder gar erst eine „Mündig-Machung“ rechtfertigt. Über welchen Zeitraum muss ein Mensch in der Gesellschaft oder an einem Ort verweilen, um als Teil dieser betrachtet zu werden und wie kann dieser Zeitraum festgelegt werden? Im Falle der Geflüchteten: Ist ein asylrechtlicher Status, der von der Bearbeitungszeit und der Willigkeit einzelner SachbearbeiterInnen abhängen kann, ein gerechtfertigter Rahmen dafür? Dürfen Mitbestimmungsrechte an zeitlichen Komponenten festgemacht werden? Ist es wirklich ethisch zu vertreten, einem Menschen mit psychischer Erkrankung, auch wenn er gerade in einer akut psychotischen Phase ist, sein Mitbestimmungsrecht zu entziehen? Oder dienen Regelungen zur gesetzlichen Betreuung – neben dem individuellen Schutz – nicht in erster Linie dazu, die gesellschaftliche Ordnung aufrecht zu erhalten? Hier geht es um bewusst provozierende Grundsatz-Ethikfragen, die in diesem Rahmen nicht beantwortet werden können, aber als Denkanstoß dienen sollen.

wird, wider. Um helfen zu können, muss der oder die Helfende sich selbst in einer höheren Position sehen. Neben der reflexiven Haltung von SozialarbeiterInnen und dem Umstand, den Geflüchteten als gleichwertige DiskurspartnerInnen zu begegnen, liegt eine weitere Chance darin, wissenschaftliche Texte und deren eurozentristische beziehungsweise rassistische Sichtweise zu dekonstruieren. Durch das Thematisieren von Emanzipation und Menschenrechten werden Widersprüche aufgedeckt. Auch in Bezug auf die gesellschaftspolitischen Fragestellungen zum Umgang mit Geflüchteten ergeben sich mögliche Folgerungen. So soll durch einen Perspektivenwechsel, den Castro Varela als „neuen Humanismus“ bezeichnet, aufgezeigt werden, dass nicht nur Geflüchtete hilfsbedürftig sind, sondern auch die Europäer, die in ihrem eigenen eurozentristischen Weltbild gefangen sind. Dadurch kann die stets vorhandene und durch ungleich-kolonialistische Machtverhältnisse konstruierte Asymmetrie verringert und im besten Fall aufgelöst werden. Soziale Arbeit brauche einen ethischen Aktionismus, bei dem die eigene Disziplin, das Wissen und die Interaktionspraxis dekonstruiert werden können. Gleichzeitig sollte eine transnationale Perspektive geschaffen werden, bei der Eurozentrismus nicht durch Betonung von Interaktionen und Verflechtungen umgekehrt wird, sondern der Eurozentrismus im Narrativ „des Westens“ dezentriert wird und somit auch National- und Kulturnarrative verweicht und dekonstruiert werden (Conrad/Randeria 2013, S. 36f; Castro Varela 2018, S. 6/17-19).

5.1.2 „Wir“ und die „Anderen“: Kulturelle Differenzen im gesellschaftlichen wie medialen Identitätsdiskurs

„Die Markierung von Marginalität erschafft die Position des Zentrums. Durch diese Markierung imaginiert und konstituiert sich das Zentrum als Produzent der Wahrheit und der Wirklichkeit“ (Rodríguez 2012, S. 31).

Anknüpfend an die Gedanken, die in den postkolonialen Theorien enthalten sind, legt dieses Kapitel dar, wie kulturelle Differenzen und die damit verbundene Identitätskonstruktion durch den gesellschaftlichen und medialen Umgang beeinflusst beziehungsweise konstruiert werden. Denn „Identität bedarf der Erfahrung des Anderen, des Fremden, um sich zu definieren“ (Ghaderi 2017, S. 6). Dabei stehen Differenzsetzungen im Fokus, die auch in 5.2.1 noch einmal aufgegriffen werden sowie die Kategorisierungen von „Eigen“ und „Fremd“ beziehungsweise „Wir“ und die „Anderen“, die wesentliche Merkmale des Identitätskonstruktionsprozesses darstellen. So besitzen diese Kategorisierungen die Funktion von Ein- und Ausschluss.

Dabei ist es nach Ghaderi die Logik einer sogenannten Einwanderungsgesellschaft, dass ein Mensch mit „Migrationshintergrund“ „von außen kommt und nach innen will“ (Ghaderi 2017, S. 6).

„Was hier deutlich wird: Zugehörigkeit ist ein komplexer verhältnismäßiger Ordnungsbegriff. Die Frage ist, wer ist handlungsmächtig, wer ordnet die Zuordnung? Zugehörigkeit ist ein doppelt relationales Phänomen, es ist nicht ‚an sich‘ eine Eigenschaft. Es beschreibt die Beziehung von Individuum zur sozialen Gruppe und umgekehrt. Dieser Blick auf Zugehörigkeit als Dimension ist wichtig, um zu verstehen, dass ein Wandel von Zugehörigkeit der Fremden zu Bürgern Prozesse mit vielen Beteiligten sind“ (ebd., S. 11).

Ghaderis Ausführungen legen den Schluss nahe, dass auch in gesellschaftlichen Diskursen über Migration und Identität eine eurozentristische Sichtweise dominiert. Wobei sich die Dominanz aus der mit dieser Sichtweise verbundenen Machtverteilung ergibt (Eickelpasch/Rademacher 2013, S. 107).

Auch historisch lässt sich die Aktualität eurozentristischer Sichtweise im gesellschaftlichen Diskurs nachvollziehen und belegen. So entstand das Konstrukt „nationale Identität“⁴³ sowohl in den Ländern der Kolonialmächte als auch in den (ehemals) kolonialisierten Ländern, oftmals erst durch die Konstruktion von Geschichte, also die Art und Weise was und wie über die Vergangenheit gelehrt und gelernt wurde. Am Beispiel von „Englishness“, als spezifische Form nationaler Identität lässt sich dies gut veranschaulichen. Nach Forschungen von Gauri Viswanathan ist eine „britische Identität“ im Abgrenzungsprozess zu anderen Gesellschaften entstanden. Die Vorstellung von „Englishness“ wurde dadurch bestärkt, dass im 19. Jahrhundert englische Literatur im Literaturunterricht in der Schule in England eingeführt und unterrichtet wurde. Dies geschah aber erst, *nachdem* britische Literatur in Indien durch die Kolonialmacht im Unterricht etabliert worden war (Conrad/Randeria 2013, S. 51f).⁴⁴

Das Konstrukt einer Nation allgemein, die ihren Anfang im 19. Jahrhundert unter anderem durch den Kolonialismus fand, ist damit mitverantwortlich für die Herstellung von ethnischer Differenz zwischen den Staatsangehörigen als „insiders“ und den MigrantInnen als „outsiders“, die sich herankommt und in der Folge im gesellschaftlichen Konsens etabliert. Denn durch die vereinfachte Dichotomie entsteht das einprägsame Bild einer Kluft zwischen „insiders“ und „outsiders“ (Rodríguez 2018, S. 25). Diese konstruierte Gegensätzlichkeit ist eingebettet in „a

⁴³ Begriffe wie „nationale Identität“ sind im Sinne des in dieser Arbeit verwendeten Identitätsbegriffs zu verstehen als eine Teilidentität.

⁴⁴ Gleichzeitig belegt diese Forschung auch, dass transnationale Austauschprozesse oft selbstverständlicher als angenommen in gesellschaftlichen Strukturen verankert sind. Darin kann auch eine Chance gesehen werden, die tief verwurzelten Diskriminierungsordnungen erst einmal aufzubrechen.

racializing logic produced within social relations shaped by the enduring effects of colonial epistemic power” (ebd.).

Ausgrenzungs- und ungültige Verallgemeinerungsprozesse sind also sozialhistorisch verankert und auch Flucht hängt eng mit Dekolonialisierungsprozessen zusammen. Veranschaulichen lässt sich dies an der Rolle Deutschlands im Jahr 2015: Deutschland nimmt auf der einen Seite Geflüchtete auf, ist aber gleichzeitig auch in militärische und kriegsrische Aktivitäten involviert, gerade auch in Syrien. So waren deutsche Waffenfirmen an der Herstellung von Chemiewaffen beteiligt, die in Syrien eingesetzt wurden, und es gab im Jahr 2015 Waffenexporte in Höhe von 1,55 Mrd. Euro (Castro Varela 2018, S. 15). Gewalt ist kein Zufall, sondern „Teil des imperialistischen Projekts Europas“ (ebd.). Dies ist aber den Wenigsten bewusst, denn es wird in alltäglichen, medialen und politischen, aber auch in fachlichen Kontexten der Geflüchtetenhilfe kaum oder nur verkürzt über historisch begründete und politisch bedingte Fluchtursachen gesprochen (ebd., S. 14f).

Die eurozentristische Sichtweise lässt sich in diesem Umfeld sowohl innerstaatlich als auch supranational begreifen. So werden staatliche und gesellschaftliche Techniken des „Othering“, also des Konstruierens eines „Anderen“ und der damit einhergehenden potenziell diskriminierenden Differenzsetzung zwischen „fremd“ und „eigen“, durch Ausländer- und Asylgesetze in die Praxis umgesetzt.⁴⁵ Durch die Konstruktion eines (insbesondere männlichen) „Anderen“, dem durch den Fremdheitsaspekt etwas Furchteinflößendes zugeschrieben wurde, hat eine Entwicklung stattgefunden, der die Grundlage für eine „Migrationskontrolle“ schuf, die sich beispielsweise in Form der stetigen Verschärfung der Asylgesetze äußert (Rodríguez 2012, S. 31; dies. 2018, S. 18).

In großen Teilen der Gesellschaft wurden und werden geflüchtete Menschen als „Krise“ wahrgenommen und somit als Menschen, die potenziell die sozialen Normen und Ordnungen destabilisieren. Die Rhetorik einer Krise wird somit ideologisch (Rodríguez 2018, S. 17).

Zygmunt Bauman schreibt hierzu:

⁴⁵ Dies Äußert sich unter anderem in nichtgleichberechtigten Teilhabechancen. Ein aus der Vielzahl nahezu wahllos herausgegriffenes Beispiel beschreibt die Situation abgelehnter „AsylbewerberInnen“, die durch ihren unsicheren Aufenthaltsstatus in ständiger Unwägbarkeit leben und welche als (psychosozial) gesundheitsgefährdende Situation zu bewerten ist, nur die Möglichkeit eine qualifizierte Ausbildung (vgl. Ausbildungsduldung: § 60A Abs. 2, Satz 4 AufenthG) zu absolvieren, auch wenn sie möglicherweise dafür völlig überqualifiziert sind. Denn bei dem Besuch einer Schule müssten die Jugendlichen jeden Tag mit einer Abschiebung rechnen und mit dieser Furcht kann sicherlich keine erträgliche Lernatmosphäre geschaffen werden.

„Fremde lösen gerade deshalb oft Ängste aus, weil sie ‚fremd‘ sind – also auf furchterregende Weise unberechenbar und damit anders als die Menschen, mit denen wir tagtäglich zu tun haben und von denen wir zu wissen glauben, was wir von ihnen erwarten können“ (Bauman 2016, S. 13).

Seiner Ansicht nach werden Geflüchtete in großen Teilen der Gesellschaft zum einen als Eindringlinge gesehen, da sie für Menschen, die selbst in einer miserablen Lage sind, eine gute Projektionsfläche bieten und sie somit ein Stück Selbstachtung erhalten können, zum anderen gehe die Furcht damit einher, die eigene soziale Position zu verlieren. Bauman bleibt aber nicht bei der vereinfachten Erklärung stehen, dass nur in der Gesellschaft schwächer Gestellte rassistische Fantasien hegen, sondern es gehe vielmehr um die gesamtgesellschaftliche fragile Situation, in der Geflüchtete die verkörperte Form des Zusammenbruchs darstellen würden (Bauman 2016, S. 16-20). Denn:

„Sie führen uns vor Augen und halten in unserem Bewusstsein, was wir so gerne vergäßen oder lieber noch ganz aus der Welt wünschten: gewisse globale, ferne, gelegentlich angesprochene, aber nie zu sehende, dunkle, mysteriöse und nicht leicht vorzustellende Kräfte, die mächtig genug sind, auch unsere Leben zu beeinträchtigen, während sie sich um unsere Präferenzen kein bisschen scheren. [...] Es ist eine menschliche – allzu menschliche – Gewohnheit, den Boten für den unerwünschten Inhalt der von ihm überbrachten Botschaft verantwortlich zu machen. In diesem Fall also für jene rätselhaften, undurchschaubaren und zu Recht beargwöhnten globalen Kräfte, die wir (aus guten Gründen) im Verdacht haben, für das lähmende und demütigende Gefühl existenzieller Unsicherheit verantwortlich zu sein“ (Bauman 2016, S. 21).

Auch Rolf Eickelpasch und Claudia Rademacher sprechen das sich aus dieser Situation heraus ergebende Phänomen des „Wir“-Gefühls an, allerdings beanstanden sie, sicherlich auch ein Stück weit selbstkritisch, die Gegenbewegung zu Baumans betrachteter Gesellschaftsgruppe.

„Einiges spricht dafür, dass sich hinter der Begeisterung für Differenz und kulturelle Vielfalt in den Zentren des Westens nicht zuletzt das Bemühen verbirgt, das Eigene durch Einverleibung des Fremden vor der Auflösung und Auszehrung zu bewahren“ (Eickelpasch/Rademacher 2013, S. 114).

Gleichermaßen haben migrierte Menschen eine subjektive, die eigene Identität betreffende Passungsarbeit zu leisten, die die Positionierung und Aushandlung zwischen gesellschaftlicher Zuweisung und eigener gewählter Position einschließen (Ghaderi 2017, S. 6).

Auch wenn in diesem Zusammenhang nicht der Begriff der Identität dekonstruiert werden soll, bleibt doch kritisch zu bemerken, dass Homi K. Bhabha den Identitätsbegriff – laut Rodríguez – „als Paradigma einer westlich binären Herrschaftslogik“ (Rodríguez 2012, S. 27) bezeichnet. Auch unter einer postkolonialen Perspektive sollte sich eine kritische Reflexion der Sozialen

Arbeit also damit auseinandersetzen, inwieweit Identitätsbegriffe von eurozentristisch geprägter Theoriebildung inter- und transkulturell Gültigkeit behalten können.

Hier erweisen sich die Überlegungen Bhabhas weiterhin als fruchtbar. Identität meint bei Bhabha nämlich nicht die Überwindung ungleicher Machtverhältnisse, sondern eine veränderte Art darüber zu sprechen. So sind kulturelle Hybridität beziehungsweise eine hybride Identität nicht nur als die „Vermischung“ unterschiedlicher kultureller Fragmente zu verstehen, sondern vielmehr sind sie auch geprägt von inneren Widersprüchen (Eickelpasch/Rademacher 2013, S. 107).

5.1.3 „Konstrukt und Hindernis Integrationserwartungen“

An diesen Gedanken anknüpfend lässt sich gut die – vielleicht etwas provokant erscheinende – These aufstellen, dass bestimmte Integrationserwartungen an die Migrierten gar erst zu gesellschaftlichen Spaltungsprozessen führen und nicht etwa „Integrationsverweigerer“ an Diskriminierungs- und Ausgrenzungsprozessen selbst die Verantwortung zu tragen haben.

Ausgangspunkt dieser These ist, dass durch verkürzte Verallgemeinerungen, gesellschaftliche Strukturen aufrechterhalten werden, die Differenzen und Abgrenzungen fördern, anstatt sie abzubauen. Aus sozialpsychologischer Perspektive lässt sich erkennen, dass die Bewertung und der Umgang mit Minderheiten als Wertorientierung soziokulturell verankert sind. Dadurch kommt es in (vermeintlichen) Krisenzeiten schnell zur Abwertung von anderen Gruppen. Wenn ein bestimmter Wertepluralismus einfach ausgeklammert oder nicht mehr anerkannt wird, werden Gruppen und Kollektive oftmals vereinfacht und uniformiert. Abgrenzungsprozesse finden statt und sowohl die Gesellschaft – in die es sich zu „integrieren“ gilt – als auch migrantische Kollektive werden nicht mehr differenziert wahrgenommen. Daraus entstehen nicht erfüllbare Erwartungen an Migrierte. Denn allein, dass Migrierte als „Andere“ klassifiziert werden, nimmt ihnen schon die Möglichkeit sich in die ebenfalls vereinfachte, uniformierte zu integrierende Gesellschaft einpassen zu können (Ghaderi 2017, S. 10). Die einzelnen Migrierten werden entindividualisiert und durch Kollektivmerkmale charakterisiert, die im Gegensatz zu „westlichen Werten“ stehen. So gehen Integrationserwartungen davon aus, dass Migrierte Prinzipien wie Rechtsstaatlichkeit, Demokratie, Gleichberechtigung, Toleranz und Religionsfreiheit nicht oder nur unzureichend verinnerlicht hätten. Damit geht eine Verdächtigung einher, folgt man dem Kultur- und Politikwissenschaftler Kien Nghi Ha, dass alle migrierten Nicht-Europäer fundamentalistische und sexistische Tendenzen aufweisen würden, bei gleichzeitiger Abwertung kultureller Kompetenzen der Migrierten (Ha 2009, S. 145f). Dadurch degradiert „[...] die

Ausländerpolitik die Anderen als politisch und kulturell unausgereifte, also als sozialisationsgeschädigte Mängelwesen“ (ebd., S. 148).

Castro Varela schreibt hierzu:

„Integration, ja“, so heißt es im dominanten politischen Diskurs, „aber nur wenn, die die zu uns wollen, in der Lage und willens sind, unsere Werte zu akzeptieren, anzuerkennen und von diesen gerahmt zu denken und zu leben“. Es lohnt also einen Blick auf diese politischen Konzepte zu werfen“ (Castro Varela 2018, S. 14).

Am Beispiel der Bildungs- und Erziehungspolitik stellt Ha solche Mechanismen dar. Neben der Selektivität des deutschen Bildungssystems, die soziale Ausgrenzung migrantischer Kinder und Jugendlicher billigend in Kauf nimmt, prangert er das Konzept beziehungsweise die Anordnung des sogenannten Integrationskurses (vgl. §44 und §44a AufenthG) an. Insbesondere, wenn der Erziehungs- und Bildungskontext zwangsinstitutionalisiert werde, sei das Ausdruck von politischen Machtverhältnissen (Ha 2009, S. 138).

„Dass ausgerechnet der Zwang zur sekundären Sozialisation nun als favorisiertes Mittel ihrer gesellschaftlichen Integration präsentiert wird, trägt wenig zur Vertrauensbildung bei und ist selbst begründungsbedürftig. Vielmehr verfestigt sich der Eindruck, dass die Integration in ihrer imperativen Form mit dem Anspruch auf kulturelle und politische Vormachtstellung zugunsten der deutschen ‚Leitkultur‘ verbunden ist“ (ebd.).

Somit werde das kulturelle und politische Selbstbestimmungsrecht weiter eingeschränkt. Der Autor geht sogar so weit, dass er in diesem Zusammenhang von einer „Integrationsindustrie“⁴⁶ schreibt (Ha 2009, S. 139). Integrationskurse, die ausschließlich für Nicht-EU-Mitglieder verpflichtend sein dürfen, können als nationalpädagogisches Machtinstrument zur Umerziehung gewertet werden. Wenn die Migrierten, in den meisten Fällen Geflüchtete, nicht aktiv nachweisen können, dass sie überhaupt „integrationsfähig“ sind (ebd.), also inwiefern „kulturelle Adaptionsfähigkeit und politische Zuverlässigkeit“ (ebd., S. 141) gegeben sind, können diese Tests mitentscheidend dabei sein, ob Abschiebepraxen stattfinden oder nicht (ebd., S. 139/141).

Auch Eric Hahn und KollegInnen konstatieren, dass die Wahlfreiheit von Strategien zur Integration der einzelnen Individuen sehr eingeschränkt ist, zum einen durch die Restriktionen der Mehrheitsgesellschaft (wie beispielsweise durch Residenzpflicht oder fehlende Arbeitserlaubnis), aber auch durch Erwartungen einzelner Menschen aus der Herkunftsgesellschaft.

⁴⁶ Diese Formulierung impliziert einen begrifflichen Bezug zu Theodor Adornos und Max Horkheimers „Kulturindustrie“-These (Adorno/Horkheimer 2010, S. 128-176). Damit legt sie den Schluss nahe, dass mit einer solchen Formulierung die Vereinheitlichung und „Verdummung“ der Gesellschaft durch solche Praxen gemeint ist.

Auch sind Erwartungen lokal und vom sozioökonomischen Status und der damit einhergehenden Vielfalt von Unterstützungsangeboten abhängig. Hinzu kommen Sanktionierungen bestimmter Verhaltensweisen, Stereotypisierungen und Vorurteile, die sich auch in wissenschaftlichen Beiträgen widerspiegeln und damit solche Vorannahmen verfestigen⁴⁷. Der historische und politische Hintergrund der Aufnahmegesellschaft prägt also Faktoren, die ein integrierendes oder ausgrenzendes Milieu schaffen und ausgestalten (Hahn et al. 2017, S. 37).

Das Paradoxe an all diesen restriktiven Handlungen scheint hier, dass verboten wird, was gefördert werden soll. Wie sollen Menschen Selbstbestimmung und Meinungsfreiheit als Pfeiler einer demokratischen und offenen Gesellschaft praktizieren können, wenn dies durch staatliche Repressionen unterbunden wird? Und wenn sie im Kreislauf der gesetzlichen Auflagen und Verbote verweilen und nur dort integriert werden, wo institutionalisierter gesellschaftlicher Konsens das will oder zulässt? Das Gegenteilige wird hier vermittelt.

Ha bezeichnet diesen gesellschaftlichen Zustand als „beunruhigenden Ausdruck der gesellschaftlichen Unfähigkeit zur Selbstreflexion“ (Ha 2009, S. 142). Migrierte werden wie Unmündige behandelt, die ihre Eigeninteressen, die sich ebenso in den Rechten und Pflichten widerspiegeln, nicht erkennen und umsetzen können (ebd., S. 147). Dies widerspricht massiv einer offenen und ressourcenorientierten sozialpädagogischen Haltung, die Menschen in ihrer Eigenständigkeit befähigen und zu selbstbestimmten Wesen zu verhelfen sucht.

Auch ist es empirisch belegt, dass Restriktionen und Unsicherheiten im aufenthaltsrechtlichen Status, nachweislich den gesundheitlichen Zustand destabilisieren (Kampelmann 2005, S. 214; Nikendei et al. 2017, S. 79) und damit nicht gerade zu einer gelingenden „Integration“ beitragen. Gleichzeitig sollen asylrechtliche Maßnahmen dabei helfen, „Integration“ zu fördern, wenn beispielsweise bei einer eigentlichen Ablehnung des Asylantrags durch eine „Ausbildungsduldung“ (§ 60a Abs. 2 Satz 4 ff AufenthG) ein Aufenthalt gestattet⁴⁸ wird – zu Gunsten wirtschaftlicher Interessen Deutschlands. Diese Duldung gilt ausschließlich für die

⁴⁷ Beiträge, wie die von Jan Ilhan Kizilhan, fördern verallgemeinernde Vorannahmen in der Klinischen Sozialarbeit. So schreibt er bezüglich des Krankheitsverständnisses von Migrierten: „Menschen aus traditionell orientierten, ländlichen Regionen sind in der Regel von einer kollektiven Denkweise geprägt, in der persönliche Wünsche, Interessen und Beschwerden eines Einzelmitglieds als sekundär betrachtet werden“ (Kizilhan 2018, S. 650f). Hierfür mag es vielleicht statistische Belege geben, die eine solche Annahme stützen – aber nicht in der Literaturliste des Beitrages von Kizilhan auftauchen (ebd., S. 652) – ungültig bleibt aber trotzdem die Verallgemeinerung, dies nur auf Migrierte zu beziehen. Hier werden Kategorien und Stereotype geschaffen, die so nicht haltbar sind.

⁴⁸ Allein die Begrifflichkeit „Aufenthaltsgestattung“, die Geflüchtete als Übergangstitel in einem unsicheren Aufenthaltsstatus ausgestellt bekommen, also während des Asylverfahrens (dieses schließt auch Geflüchtete mit ein, die bereits eine Ablehnung im Asylverfahren bekommen haben und dagegen Klage eingereicht haben) und als Schutz vor Abschiebung dient, zeigt klar das Hierarchieverhältnis und die Unerwünschtheit jener Menschen auf.

Ausbildungsberufe und Ausbildungszweige, nicht aber für höhere (Hoch-)Schulabschlüsse (Eichler 2018, S. 7); mit dem einfachen Grund, dass Ausbildungsplätze nicht besetzt werden können und in einigen Bereichen seit Jahren Fachkräftemangel herrscht oder zukünftig zu befürchten ist. In diesem Punkt ist mit Sicherheit keine Teilhabegerechtigkeit für die geflüchteten Jugendlichen gegeben, wenn sie bei dem Besuch einer weiterführenden Schule mit der ständigen Abschiebung rechnen müssen. Hier steht offensichtlich nicht das Individuum, auch nicht die „Integration“, im Vordergrund, auch wenn dies von Politik durch Gesetzesverordnungen und -bestimmungen so suggeriert wird⁴⁹.

Zum Abschluss sei noch einmal Ha zitiert, der die allgemeinen Praktiken von „Integrationsmaßnahmen“ in Übereinstimmung mit Erfahrungen und Einblicken der Verfasserin treffend kategorisiert und zusammenfasst: „Integration wird so zu einer gesellschaftlichen Unterwerfungs- und kulturellen Unterordnungstechnik“ (Ha 2009, S. 148).

5.1.4 „Die Gesellschaft“ als Determinante für Handlungsfreiheit und Identitätskonstruktion?

Die vorausgegangenen Überlegungen und Abwägungen zur Konstruktion der „Anderen“ und Institutionalisierung von Diskriminierung und Rassismus verleiten zu der Annahme, dass strukturelle gesellschaftliche Gegebenheiten individuelle Handlungsfreiheit determinieren. Deshalb wird in diesem Kapitel das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft beziehungsweise Kultur – im oben definierten Verständnis von Kultur (vgl. Fußnote 18) – diskutiert. Dabei kann vorweggenommen werden, dass es hier keine klare Antwort auf die Frage geben kann, wie das Verhältnis von Determiniertheit und individueller Handlungsfreiheit zu bewerten ist. Es werden hier verschiedenen Positionen diskursiv betrachtet, wobei Pierre Bourdieu und Andreas Reckwitz die Hauptbezugspunkte darstellen.

„Nach Bourdieu ist die völlige Wahlfreiheit der Individuen bloßer Schein. Sie [Die Menschen] wählen das, was sie gelernt haben, was ihr soziales Schicksal ist, wozu sie sozusagen verdammt wurden. Sie handeln frei, aber auf der Basis von Dispositionen, die in ihrem systematischen Zusammenhang die Verhaltensmuster und den Habitus bilden und in deren Grenzen [...]. Der Habitus ist die verkörperte Form von Gesellschaft, die sozialen Institutionen, Regeln, Kämpfe

⁴⁹ Hier kann sich z. B. auf den §25a AufenthG „Aufenthaltsgewährung bei gut integrierten Jugendlichen und Heranwachsenden“ bezogen werden. So heißt es hier unter anderem „Einem jugendlichen oder heranwachsenden geduldeten Ausländer soll eine Aufenthaltserlaubnis erteilt werden, [...] wenn es gewährleistet erscheint, dass er sich auf Grund seiner bisherigen Ausbildung und Lebensverhältnisse in die Lebensverhältnisse der Bundesrepublik Deutschland einfügen kann“ § 25a, Abs. 1, Nr. 4). Dem Gesetz nach ist ein/e Jugendliche/r also dann gut „integriert“, wenn er oder sie eine Ausbildung absolviert.

und Dinge sind die objektive Form von Gesellschaft. Keine der beiden Formen könnte ohne die andere existieren“ (Kalinowski 2007, S. 4f).

Wird dieser Gedanke weitergesponnen, so müsste davon ausgegangen werden, dass bei einer völligen individuellen Wahl- beziehungsweise Handlungsfreiheit keine Gesellschaft existiert, sondern dass lauter einzelne individuelle Realitäten existieren. Solche Gedanken werden aber schnell diffus, da hier definiert werden muss, was überhaupt Gesellschaft meint, was ein Individuum ist und wie Handlungsfreiheit beziehungsweise Wahlfreiheit zu verstehen sind. Hier kommt Reckwitzs kulturwissenschaftliche Subjekttheorie als eine mögliche definitorische Antwortmöglichkeit ins Spiel.

Reckwitz stellt die Frage, in welcher Relation das Subjekt im Dualismus Individuum und Gesellschaft steht. Dabei meint er mit dem Subjektbegriff alles, was für ein Individuum innerhalb einer Kultur spezifisch ist. Reckwitz erhebt nicht den Anspruch eine Lösung für diese Grundsatfrage zu präsentieren. Vielmehr stellt er die Uneindeutigkeit dieser doppeldeutigen Konstellation heraus. So sieht er das Subjekt als autonome, selbstbestimmte, handelnde und beobachtende Instanz (Reckwitz 2012, S. 9/11/14). Gleichzeitig kann eben diese Individualität als Unterwerfung unter entsprechende kulturelle „Kriterienkataloge der Autonomie“ (ebd., S. 14) interpretiert werden.

Dies deckt sich mit den Annahmen Bourdieus. Dieser sieht keine Widersprüchlichkeit darin, das Individuum und die Gesellschaft gleichermaßen zu erforschen. Da er das Individuum als Existenzform der Gesellschaft betrachtet, sei es sinnvoll, die konkreten Wechselwirkungen zu analysieren (Bourdieu 1993, S. 28). Bourdieu löst in seiner Theorie durch den Habitus als Form inkorporierter Schemata⁵⁰ damit die absolute Dichotomie von Subjektivität und Objektivität auf. Es geht nicht darum, die Welt zu deuten als objektive-analysierbare Gesetzmäßigkeit oder als reine Verwirklichung subjektiver Gedanken. Demnach sind Individuum und Gesellschaft auch keine Gegensätze. Dies begründet Bourdieu unter anderem dadurch, dass Forschungsgegenstände – und damit meint er auch Forschungssubjekte – nur relational betrachtet und untersucht werden können, also immer in Beziehung zu anderen Gegenständen beziehungsweise sozialen Gefügen stehen und immer im sozialen und historischen Kontext eingebettet sind. Entsprechend beeinflusst ist das Individuum durch die jeweils einzelnen Handlungen und die

⁵⁰ Der Begriff Habitus dient in Bourdieus Theorie als Umschreibung für die Inkorporation gesellschaftlicher Zusammenhänge individueller Handlungen. Dabei ist Habitus zu verstehen als eine (unbewusste) Einübung von gesellschaftlich verankerten Strukturen, die dauerhaft Dispositionen erzeugen können, die sich wiederum strukturierend und erzeugend auf die eigenen Handlungen auswirken können (Rehbein 2016, S. 84; Bourdieu 2012, S. 164f). Für weitere Ausführungen sei auch auf Kalinowski 2007 verwiesen.

gesellschaftlichen Strukturen, da die anderen Menschen im Sozialisationsumfeld von den jeweiligen Handlungen beeinflusst werden. Nach der Theorie Bourdieus sorgt damit der Habitus dafür, dass Menschen mit ähnlicher Sozialisation und Herkunft voraussichtlich ähnlich handeln. Dabei enthalten habituelle Handlungen sowohl inkorporierte Automatismen als auch bewusste Überlegungen. Im Habituskonzept stehen nicht klare Kategorisierungen und Abgrenzungen im Vordergrund. Widersprüchlichkeiten von Grenzziehungen ergeben sich bei dem Versuch, soziale Räume zu differenzieren (Kalinowski 2007, S. 8/20/22/59/61; Reckwitz 2012, S. 45). Der Habitus kann somit als ein System sozial imitierter Tendenzen des Handelns verstanden werden. Die verschiedenen Kapitalien (kulturelles, ökonomisches, soziales und symbolisches Kapital) hingegen können als in unterschiedlichem Maße messbare Indizien für den jeweiligen Habitus des Einzelnen gesehen werden. Bourdieu schreibt hierzu:

„Die zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebene Verteilungsstruktur verschiedener Arten und Unterarten von Kapital entspricht der immanenten Struktur der gesellschaftlichen Welt, d.h. die Gesamtheit der innewohnenden Zwänge, durch die das dauerhafte Funktionieren der gesellschaftlichen Wirklichkeit bestimmt und über die Erfolgchancen der Praxis entschieden wird“ (Bourdieu 1983, S. 183).

So sind die teilweise messbaren Kapitalien als Indikatoren für den Habitus zu sehen.

Diese Annahmen erlangen auch eine Bedeutung für die Identitätsarbeit. Der bourdieusche Habitusbegriff ist nach Reckwitz' Interpretation als ein determinierendes Konstrukt für Identität zu betrachten:

„In den Habitusbegriff ist eine basale Identitätsvermutung eingebaut, die sich zugleich als Identitätszumutung präsentiert: dass die Schemata und Dispositionen des Habitus den Einzelnen – gegen alle Präntionen von Individualisierung und Differenzierung – in allen seinen Praktiken dazu bringen, letztlich der Gleiche zu bleiben“ (Reckwitz 2012, S. 41f).

Um nun jene Aussage auf die Identitätskonstruktion zu reflektieren, sollte in diesem Kontext auch Reckwitz' Verständnis von Identität kurz betrachtet werden. Er versteht unter Identität eine Kontingenz des eigenen Selbstverstehens, eine Selbstinterpretation (Reckwitz 2012, S. 17f), die „immer direkt oder indirekt auch mit einer Markierung von Differenzen zu einem kulturell Anderen verknüpft ist“ (ebd., S. 17). Wenn er davon ausgeht, dass Identitätskonstruktion immer erst durch Differenzziehung und Abgrenzung möglich ist, schließt er sich bereits behandelten gesellschaftlichen Analysen und damit einhergehenden Annahmen an. Seine Identitätsdefinition eignet sich deshalb in besonderer Weise für die weitere Interpretation der gesellschaftlichen Prädeterminiertheit des Individuums, obwohl er nur Teile des in dieser Arbeit angewandten Identitätsverständnisses vertritt. So bemerkt er:

„[...] viele Subjekttheoretiker von Bourdieu bis zum Postkolonialismus profitieren von der Übertragung dieses differenztheoretischen Kerngedankens von der Identität der Zeichen im Allgemeinen auf die Identität von Subjekten, die sich analog erst innerhalb eines Differenzsystems von Unterscheidungen und Abgrenzungen bilden“ (ebd., S. 20).

Aus dieser Aussage lässt sich schließen, dass es nicht klar unterscheidbar ist, ob Differenzen nun von der Gesellschaft beziehungsweise der Kultur oder durch die jeweils handelnden Individuen gesetzt werden. Sie verweist damit auch auf die Unschärfe der Trennlinie zwischen Alterität und Identität (vgl. auch 3.2.3). Durch diese Verwebungen können durch gelebte Praktiken, die die Identitätskonstruktion beeinflussen, repräsentieren und mitbestimmen, einzelne, subjektive Identitätsmomente erforscht werden. In derartigen identitäts(mit)bestimmenden Praktiken können folglich wiederum verschiedene Kapitalien und der jeweilige Habitus verankert sein. Eine strikte Trennung der individuellen Entscheidungen und den damit verbundenen Handlungen von gesellschaftlicher Prägung jedoch wäre unmöglich, ja geradezu anmaßend, wenn nicht sogar willkürlich. Das Handeln eines Individuums kann niemals losgelöst vom gesellschaftlichen Kontext betrachtet werden. Diese bedeutet aber dennoch nicht zwangsläufig, dass jegliches individuelles Denken und Handeln gesellschaftlich prädestiniert sein muss.

Peter Kalinowski zeigt in seiner Argumentation eine Perspektive auf, mit der anhand des Beispiels (ästhetische) Kunst die Determiniertheit unter anthropologischer Perspektive erweitert werden kann. Diese Argumentation funktioniert aber nur, wenn von einem bestimmten Menschenbild ausgegangen wird, und Bourdieus Habitus-Konzept auf der Ebene eines technisch-praktischen Kulturverständnisses verortet wird (Kalinowski 2007, S. 201-204). Das bedeutet konkret, dass menschliches Handeln mehr oder weniger stark mit materiellen Gütern behaftet ist und daran analysiert und interpretiert wird, welche Denk- und Handlungsstrukturen damit einher gehen. Die Frage, ob damit allerdings die gesellschaftliche und somit auch die subjektive Wirklichkeit erfasst werden kann, bleibt unbeantwortet.

Dieses Dilemma spiegelt ein generelles wissenschaftliches Grundproblem wider: Auch wenn nach einem biopsychosozialen Verständnis⁵¹ (vgl. auch 3.1) davon ausgegangen werden kann, dass menschliches Denken und Handeln auf mehreren Ebenen entsteht, passiert und beeinflusst wird, kann nicht eruiert werden – und es ist auch zu bezweifeln, dass dies jemals möglich sein

⁵¹ Die biopsychosoziale Perspektive schließt nicht den Grundgedanken des bourdieu'schen Habitusbegriffs aus. Denn gerade, wenn von einem komplexen Wechselspiel der drei Faktoren ausgegangen wird, ist nicht auszuschließen, dass sowohl psychologische als auch biologische Aspekte den Habitus beeinflussen, aber auch umgekehrt, der Habitus die psychische und biologische Verfasstheit mitprägt.

wird – welche Rolle die einzelnen Faktoren jeweils übernehmen und in welchem Maße die jeweiligen Aspekte ausschlaggebend für die menschliche Konstitution ist. Denn dafür sind soziale Situationen viel zu komplex. Und es ist ein Irrglaube, zu meinen, sie jemals in all ihren Facetten und Ursächlichkeiten durchdringen zu können. Natürlich erschwert dies auch das konkrete professionelle Handeln. Deshalb ist es umso wichtiger als Klinische SozialarbeiterInnen gesellschaftliche Zustände kritisch zu betrachten und in Frage zu stellen, um sie so in andere Richtungen beeinflussen zu können. Und dies ist selbst mit der deterministischen Annahme Bourdieus möglich, nämlich dadurch, dass SozialarbeiterInnen auch einen gewissen Habitus innehaben.⁵² An diesen Gedanken der kritischen Betrachtung knüpft auch das folgende Kapitel an, das sich mit der Konstruiertheit und Relativität von Gesundheit und Krankheit beschäftigt.

5.1.5 Kritische Betrachtung des Konzepts (Jugend-)Psychiatrie

„Ich frage mich deshalb welches Verhalten bzw. Handeln eines psychisch kranken Menschen wir heute als krankheitsbedingtes Persönlichkeitsmerkmal deuten, obwohl es vielmehr Ausdruck objektiver Beschränkungen durch die gesellschaftliche Situation ist, die sich infolge der Vergesellschaftung in den intrapersonalen Bedingungen dieses Menschen abbilden und in seinem Handeln sichtbar werden“ (Heesch 2001, S. 45).

Simone Heesch ist nicht die Einzige, die sich mit der gesellschaftlich bedingten Konstruktion von Gesundheit und Krankheit auseinandersetzt. Auch Silvia Denner thematisiert bereits in ihrer Einleitung bezüglich Kinder und Jugendlicher mit psychischen Erkrankungen die Fragilität der Definitionen psychischer Krankheit und Gesundheit anhand historischer Beispiele. So schreibt sie darüber:

„Die Betrachtungsweisen waren und sind immer an die jeweiligen wissenschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungen und Erkenntnisse gebunden. Darum gibt es auch keine absoluten ‚Wahrheiten‘, sondern sie spiegeln die ‚Wahrheiten‘ der jeweiligen Zeitepoche wider“ (Denner 2008b, S.13).

Diese Aussage scheint eigentlich selbstverständlich und zunächst fast banal, gerade aber in diesem Kontext ist sie bedeutsam und erwähnenswert. Denn allzu oft werden psychische Krankheiten als fest gesetztes Maß durch Klassifikationssysteme wie den ICD-10 oder DSM-V beschrieben und als „Wirklichkeit“ gelehrt. Um hier nicht falsch verstanden zu werden, Klassifikationssysteme haben ihre Berechtigung und sind nach dem aktuellen Wissensstand auch

⁵² Vorausgesetzt es wird nicht davon ausgegangen, dass alles „vorbestimmt“ ist und selbst kritische Handlungen kalkuliert und Teil der gesellschaftlichen Gesamtkonstruktion sind.

wichtige und effektive Instrumente zur Behandlung von akuten Erkrankungen. Dennoch sollte nicht vergessen werden – und gerade auch bei Grundlagewerken erwähnt werden – dass psychische Krankheit ein historisch eingebettetes gesellschaftliches Konstrukt ist. Und diese Erwähnung erweist sich eben nicht als Selbstverständlichkeit.

Unumgänglich erscheint in diesem Zusammenhang die Einbeziehung von Michel Foucault, der selbst in der Psychiatrie gearbeitet und sich daraufhin kritisch mit der gesellschaftlichen Funktion und der damit verbundenen Macht der Psychiatrie⁵³ auseinandergesetzt hat. Dabei wählt er in seinen Schriften und Vorlesungen bewusst provozierende Begriffe wie „Wahnsinn“ und „Irre“, um den Konflikt zum Umgang mit psychisch erkrankten Menschen zu verdeutlichen. Ihm geht es um eine „Geschichte der Grenzen [...] mit denen eine Kultur etwas zurückweist, was für sie außerhalb liegt“ (Foucault 1993, S. 9). Die Definition der Grenze zwischen „Normal“ und „Unnormal“ beziehungsweise „Vernunft“ und „Wahnsinn“ lässt sich demnach auf das gesellschaftlichen Machtsystem zurückführen. Somit kann unter dieser Perspektive psychische Krankheit als soziales Konstrukt betrachtet werden.

„Die Art und Weise, wie eine Gesellschaft mit den Unnormalen umgeht, sagt demzufolge sehr viel über ihre Strukturen aus. Dabei geht es weniger darum, welche Eigenschaften die Gesellschaft auszeichnet, sondern wie die Ausschließung als soziale Praktik wahrgenommen wird“ (Polat 2010, S. 57).

Foucault begründet seine Gesellschaftsanalyse in der historischen Auseinandersetzung mit Psychiatrie und kommt zu dem Schluss, dass die wissenschaftliche Behandlung von „Wahnsinn“, die in der Anerkennung psychischer Erkrankungen in der Medizin fußt, keine Besserung bezüglich des gesellschaftlichen Ausschlusses psychisch kranker Menschen darstellt.⁵⁴ Im Gegenteil, die wissenschaftliche Behandlung ermögliche erst eine effektivere Unterdrückung der Kranken. Denn der Mensch als kranker Mensch wird dadurch zum Untersuchungsobjekt gemacht und die greifenden Ausschließungsmechanismen werden weiterentwickelt. Die Kommunikation zwischen den Kranken und den Gesunden ist somit durch ein starkes Hierarchieverhältnis gekennzeichnet. Wenn KlientInnen zu Heilungszwecken in bestimmte Kategorien

⁵³ Selbstverständlich kann in diesem Rahmen – dieser Anspruch wird auch nicht erhoben – keine dezidierte Auseinandersetzung mit Foucaults Machtbegriff stattfinden. Zu vertiefender Lektüre vgl. z. B. Foucault 1993; Foucault 2005a; Foucault 2005b; Polat 2010.

⁵⁴ Auch auf die Rolle von Kindern im Machsystem Psychiatrie geht Foucault näher ein. Da der Zusammenhang aber mehr der historischen Herleitung dient, wird im Rahmen dieser Arbeit auf nähere Ausführungen verzichtet. Ein provokant-foucaultsches Zitat zur Rolle der Kinder in seinen Psychiatrie-Analysen für das 19. Jahrhundert soll hier aber zumindest in einer Fußnote Erwähnung finden: „Die Psychiatrie sagt ungefähr: Lasset die irren Kinderlein zu mir kommen; oder auch: Man ist nie zu jung, um irre zu sein; oder auch: Wartet nicht darauf, bis ihr volljährig oder erwachsen seid, um irre zu sein“ (Foucault 2005b, S. 183).

eingeteilt werden, geht es auch darum, dass sich die „Kranken“ intensiv mit ihrer Rolle auseinandersetzen und auch vom gewohnten Alltag ferngehalten werden (Polat 2010, S. 58/60/62).

„Die wesentliche Funktion der psychiatrischen Macht besteht darin, ein Operator der Realität zu sein, eine Art von Verstärker der Realität gegenüber dem Wahnsinn“ (Foucault 2005b, S. 209).

Wenn die „Kranken“ ihre Krankheit als solche akzeptiert haben, ist der Machtkampf gewonnen. Die „Gesunden“ nehmen den „Kranken“ das Recht auf Selbstbestimmung und Äußerung – der beziehungsweise die Kranke wird zum Schweigen gebracht. Das hier beschriebene Hierarchieverhältnis drückt sich unter anderem in der ungleichen Verteilung von Wissen aus. PsychiaterInnen verfügen über persönliche Informationen über die KlientInnen und können somit beurteilen ob sie die „Wahrheit“ sagen. Folglich müssen die Klienten die Fragen beantworten (Polat 2010, S. 64/67).

„Maßgeblich für das psychiatrische Wissen ist somit nicht die medizinische Ausrichtung, sondern die Legitimation, die dem Psychiater verliehen wird, über das Schicksal des Patienten zu entscheiden“ (Polat 2010, S. 68).

Gleichzeitig ist zu betonen, dass Machtverhältnisse netzartig und nie nur auf eine einzelne Person, *den* oder *die* PsychiaterIn zurückzuführen sind (Polat 2010, S. 69). Umso mehr zeigt sich die Relevanz für Klinische SozialarbeiterInnen und damit auch der Verantwortungsbereich.

Wie sich schon angedeutet hat, spiegelt sich das Konstrukt psychische Krankheit konkret in Institutionen der Psychiatrie wider. Gerade in Räumen der Sozialen Arbeit, noch mehr in denen der Klinischen Sozialarbeit, erweist sich der Bezug zu Foucault als fruchtbar, da die Disziplin damit kritisch und reflexiv gedacht werden kann. Psychiatrische Institutionen stellen dabei Räume da, in denen Individuen verdichtet lokalisiert und untergebracht werden, die vom Durchschnitt und der Norm abweichen. Die Räume können als Spiegel gedacht werden von hegemonialen Vorstellungen, was als „normales“ Leben gesellschaftlich anerkannt ist (Diebäcker/Reutlinger 2018, S. 28; Benkel 2007, S. 159). Folglich sind

„Die in institutionellen Räumen Sozialer Arbeit vorzufindenden Beziehungsgefüge, Funktionsweisen, Normensysteme, Grenzziehungen und räumlichen Ordnungen [...] in relationaler Hinsicht immer Ausdruck von asymmetrischen Macht- und Herrschaftsbeziehungen“ (Diebäcker/Reutlinger 2018, S. 28).

Foucault fragt den Klinischen Bereich herausfordernd:

„Ist es tatsächlich medizinisch berechtigt, Leuten, die alle verrückt sind, denselben Platz zuzuweisen? Wird, erstens, der Wahnsinn nicht ansteckend sein? Und wird, zweitens, die Tatsache andere zu sehen, die irre sind, bei demjenigen, der sich so inmitten von Irren befindet, nicht eine Melancholie, Trübsinn usw. hervorgerufen?“ (Foucault 2005b, S. 155).

Foucault geht es in erster Linie hierbei nicht um die Notwendigkeit der Institutionen an sich in Frage zu stellen, sondern mehr darum, dass die Psychiatrie als Komplex von unterschiedlichen Mechanismen erkannt wird und dass Taktiken der Ausgrenzungen erfasst werden können. Er stellt Fragen in den Raum, wie und in welche Richtung mit psychisch erkrankten Menschen umgegangen werden soll. Zudem lehnt er die Einteilung von Krankheit in Kategorien weitestgehend ab und macht auch deshalb keine Vorschläge, wie diesem Komplex begegnet werden soll, sondern fordert Fachkräfte und Gesellschaft auf, sich eigenständig mit dem Thema auseinanderzusetzen (Polat 2010, S. 73-75).

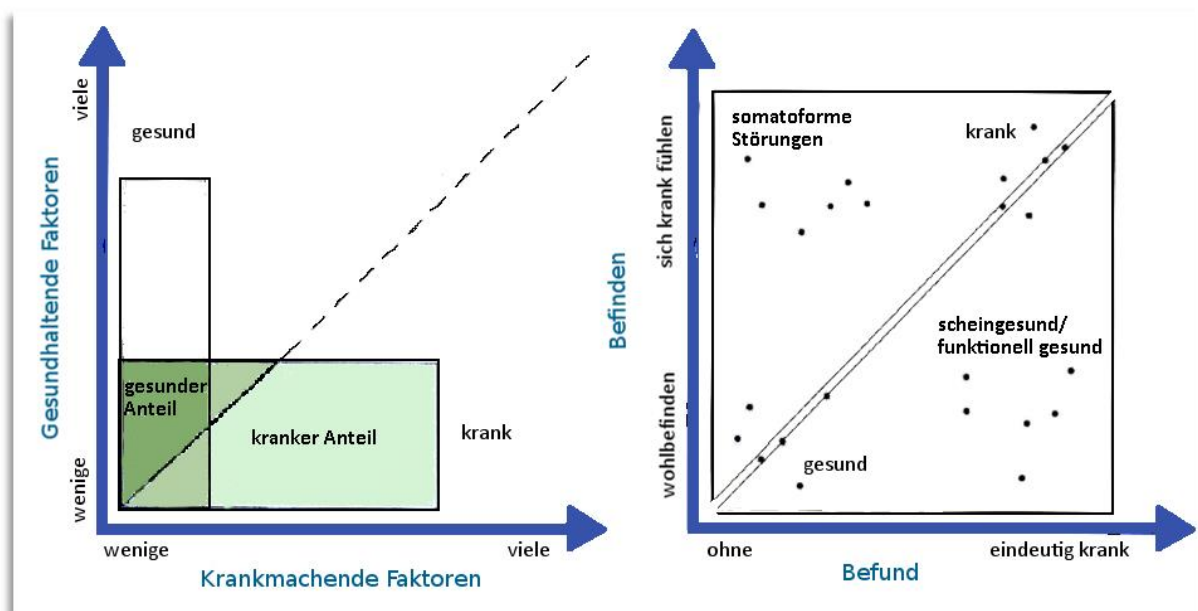


Abbildung 4: Orthogonale Konzepte von Gesundheit und Krankheit (Eigene Darstellung, vgl. Franke 2010, S. 95)

Die Klinische Sozialarbeit hat sich mit der Thematik von Gesundheit und Krankheit eingehend beschäftigt. So ist es einem biopsychosozialen Verständnis nach nicht sinnvoll, von einem bipolaren oder gar dichotomen Gesundheits- beziehungsweise Krankheitsverständnis auszugehen (Rüegger 2012, S. 30). Hier bieten sich orthogonale Konzepte an, die sowohl gut messbare, als auch subjektive Parameter zur Erfassung der Wahrnehmung von Gesundheit und Krankheit

aufgreifen (Abbildung 4).⁵⁵ Nach diesen Modellen werden auf den beiden Achsen sowohl das Empfinden der Einzelnen bezüglich ihrer Gesundheit, als auch die physiologische Ebene erfasst. Dennoch ist es gerade im Bereich der psychischen Erkrankungen schwer zu unterscheiden, welche Faktoren nun objektiv messbar sind und welche nicht. So könnte unter den Foucault'schen Gesichtspunkten kritisch gefragt werden, wer beispielsweise „scheingesund“ (vgl. Abbildung 4) definiert. Damit ist die Kategorisierung von Krankheiten auch kulturgebunden. Gerade im Bereich der psychischen Erkrankungen ergeben sich länderspezifisch massive Unterschiede bezüglich der Klassifizierungen von Krankheiten und auch deshalb sind die Zuschreibungen und die damit verbundenen medizinischen wie rechtlichen Konsequenzen Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse (Franke 2010, S. 24f). Weiterhin ist es aus Perspektive der Klinischen Sozialarbeit „[...] anzustreben, über die additive Auflistung von biologischen, psychischen und sozialen Wirkfaktoren hinauszukommen“ (Rüegger 2012, S. 30) und ferner die Verschränkung jener Faktoren als hybriden Prozess zu begreifen, dessen aktueller Zustand durch orthogonale Konzepte wie in Abbildung 4 veranschaulicht werden kann.

Diese oft angenommene vermeintliche Dichotomie erscheint erstaunlich vertraut, wenn sie in den Kontext „Wir“ und die „Anderen“ gesetzt wird. Die Parallele zwischen „Wir“, die Gesunden, „Wir“, die Deutschen und die „Anderen“, die Kranken, die „Anderen“, die Migranten, drängt sich auf. Dabei geht es in diesen gesellschaftlichen Ab- und Ausgrenzungsprozessen meist um die eigene Angst, selbst Teil stigmatisierter Gruppen zu werden. Bauman beschreibt dies als Bestandteil einer individualistischen Leistungsgesellschaft, in der Menschen, die den Leistungsansprüchen nicht Genüge tragen, „Opfer von Selbstausbeutung, Selbstquälerei und selbstverursachender Erschöpfung“ (Bauman 2016, S. 59) werden. Sie sind „zugleich Opfer und Täter ihres Versagens und jener Depression, die gleichermaßen Ursache und Folge dieses Versagens ist“ (ebd.). Insofern ist die gesellschaftliche Exklusion in Folge von Benennungen bestimmter Gruppen mitentscheidend für die konkrete sozialarbeiterische Auseinandersetzung sowie praxisrelevante Fragen.

Deshalb werden im Folgenden Konzepte reflektiert, die genau diese Biopolarität in Frage stellen und es wird diskutiert, inwiefern die Benennung der Konstrukte von Andersartigkeit überhaupt zur Reduktion der damit verbundenen sozialen Ungleichheit beitragen können.

⁵⁵ Für weitere Ausführungen zu Modellen von Gesundheit und Krankheit vgl. auch Franke 2010, insbesondere auch Kapitel 1, 4, 6 und 12.

5.2 Die Komplexität in Wahrnehmung und Benennung der AdressatInnengruppe

Wie bereits mehrfach verdeutlicht wurde, sind die beschriebenen KlientInnen sehr unterschiedlich und different und daher nicht einfach als eine homogene Gruppe zu betrachten. Es wäre unzulässig davon auszugehen, dass „die“ (unbegleiteten minderjährigen) Geflüchteten alle gleich „funktionieren“. Deshalb wird im Folgenden diskutiert, welche und inwiefern Unterscheidungen zielführend sein können und welche Bedeutungen diesen zukommen. Dabei werden relevante Begrifflichkeiten gegenübergestellt, verknüpft und es wird deren Relevanz für die Praxis der Sozialarbeit herausgearbeitet.

5.2.1 Heterogenität und Differenz

Die Begriffe Heterogenität und Differenz sind eng miteinander verwoben. Beide beschreiben keine feststehenden, objektiven Eigenschaften, sondern sind als begrenzte, in einen Kontext eingebettete Zustandsbeschreibungen zu verstehen. Auch wenn es keine einheitlichen und klaren Definitionen zu beiden Begrifflichkeiten gibt, besteht dennoch meist der Grundkonsens, dass der Differenzbegriff mit einer negativen Konnotation besetzt ist und meist mit sozialer Ungleichheit assoziiert wird. Für den Begriff der Heterogenität lässt sich lediglich herausstellen, dass dieser meist als Gegenpol zu Homogenität betrachtet wird. Differenzsetzung tritt dann auf, wenn unterschiedliche Personen miteinander durch jeweils relevante Merkmale sozialer Situationen verglichen werden und dadurch eine Grenzziehung entsteht (Myrenne 2016, S. 21-23).

Die Frage wie diesen Gegebenheiten zu begegnen ist, drängt sich auf. Dabei ist der Umgang damit als ambivalent zu bewerten. Das Dilemma bei der Benennung von Differenzen äußert sich folgendermaßen: Wenn konkrete Differenzmerkmale aufgezeigt werden, sei es nun innerhalb oder außerhalb einer Gruppe⁵⁶, bietet dies erst die Grundlage und schafft dadurch gewissermaßen erst Differenzen sowie potenziellen Nährboden durch entstehende Kategorien für Stereotypie und Diskriminierung. Gleichzeitig sind aber strukturelle Ungleichheiten vorhanden, sei es auf rechtlicher Ebene oder aber auch auf sozialer und gesellschaftlicher Ebene. Wenn Differenz andererseits nicht benannt wird⁵⁷, geht die Gefahr damit einher, dass strukturelle und institutionelle Ungleichheiten wie etwa Rassismus verdeckt bleiben oder nicht reflektiert

⁵⁶ Ob nun innerhalb der heterogenen Gruppe „Geflüchtete“ oder zwischen „Geflüchteten“ und „Nicht-Geflüchteten“ Differenzen aufgezeigt und benannt werden, ist hierbei irrelevant. Das Prinzip bleibt das gleiche.

⁵⁷ Im Folgeschluss würde das bedeuten, dass diese Arbeit nicht hätte verfasst werden sollen, da sie durch den Titel bereits einen Unterschied suggeriert und damit den Gedanken von Verschiedenheit aufrechterhält, der wiederum eine soziale Realität der Differenz von Migrantinnen und „Nicht-Migrantinnen“ konstruiert.

werden. Auch die Kritik an den in gesellschaftlicher Ungleichheit begründeten Positionszuweisungen und Rechtfertigungen ist hier nicht ausreichend. Zu einer Auflösung der Ungleichheitsverhältnisse kommt es deshalb nicht. Denn diese sind, wieder einmal, abhängig von der gesellschaftlichen Historizität und deren Thematisierung – und damit wandelbar (Scherr 2015a, S. 102; Baßler 2016, S. 81f). Inwiefern die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Differenzmerkmalen also zur Verfestigung struktureller Diskriminierung beiträgt, bleibt immer wieder aufs Neue kritisch zu reflektieren. Dies bedeutet, im Sinne des kritisch-reflexiven und widersprüchlichen Denkens (Holzer 2015, S. 72f; Myrenne 2016), dass diese Arbeit keinen Vollständigkeits- und Allgemeingültigkeitsanspruch erhebt und damit auch nicht „die“ einzigen richtigen Antworten und Lösungen anbietet.

Für den Umgang mit Heterogenität folgt daraus, Spannungen und Widersprüche im Umgang mit Differenzen erkennen und reflektieren zu können, um sich so der eigenen Vorannahmen bewusst zu werden, da diese nicht handlungsleitend sein sollten. Gleichzeitig sollte mit der Reflexion über Heterogenität ebenso die über Homogenität einhergehen (Hummrich/Meier 2016, S. 215f). Auch sollten die Jugendlichen als gesellschaftlich vermittelte und als handlungsfähige Individuen begriffen werden. Denn:

„Gerade weil das Subjekt gesellschaftlich geformt ist, ermöglicht dies dem Subjekt auch, diese Gesellschaft zu verändern und anders hervorzubringen“ (Holzer 2015, S. 73).

Gleichzeitig kann es in der Praxis sinnvoll sein, die Unauflösbarkeit von Differenzen zu akzeptieren (Ricken 2016, S. 53).

Am konkreten Beispiel rassismuskritischer Beratung, die als Bestandteil kritischer Klinischer Sozialarbeit zu verstehen ist, lassen sich die theoretischen Gedanken noch einmal veranschaulichen. So kritisiert Inga Oberzaucher-Tölke, dass bei migrationsspezifischen Angeboten – wie die Konzepte von inter-, transkultureller, kultursensitiver beziehungsweise -sensibler Beratung – Differenzen auf Grund von kultureller Unterscheidung konstruiert werden, meist in Form von „Abstammung“. Dies drückt sich in Macht- und Herrschaftsverhältnissen aus, da Kultur hier als Interpretations- und Deutungsmuster verwendet wird. Gleichzeitig beginnt der Prozess des „Otherings“, da über Herkunft und Kultur die Kategorien „Wir“ (die Deutschen, die Helfenden) und die „Anderen“ (die Migranten, die Hilfsempfänger) konstruiert werden. Oft bleibt diese Konstruktion unhinterfragt und impliziert Homogenität, denn die Position der BeraterInnen wird nicht hinterfragt, kritisch reflektiert und thematisiert (Oberzaucher-Tölke 2018, S. 662f).

„Das ‚Anders-Sein‘ der Klient_innen oder Patient_innen wird hingegen gleich dreifach hergestellt: als pathologisch, nicht-deutsch und fremd“ (ebd., S. 663).

Deshalb ist es so wichtig, auch die eigene Position als Fachkraft zu reflektieren, zu sehen in welchen gesellschaftlichen Strukturen, Herrschafts- und Machtverhältnissen diese eingebettet ist und welche potenziell rassistischen Denk- und Sprechfiguren vorhanden sein könnten. Wenn all diese Komponenten Beachtung gefunden haben, kann der Bezug zu „Kultur“ in bestimmten Bezügen auch sinnvoll sein (ebd.). In erster Linie sollte aber ein besonderes Augenmerk daraufgelegt werden, dass die AdressatInnen junge Menschen mit je spezifischen Entwicklungsaufgaben und Identitätskonstruktionsprozessen sind und individuell auf die jeweiligen Personen eingegangen werden muss. Auch wenn bestimmte Benennungen in manchen Kontexten sinnvoll sein können, wie beispielsweise spezifische Angebote für Mädchen und junge Frauen⁵⁸, wäre es nicht zu empfehlen, einzelne Gruppen anhand von gesellschaftlich konstruierten Differenzen zu separieren, da infolgedessen Differenzen nur weiter verstärkt werden.

5.2.2 Diversität und Intersektionalität

Eng mit den Begriffen Differenz und Heterogenität verbunden, sind die der Intersektionalität⁵⁹ und Diversität⁶⁰. Auch hierzu gibt es unterschiedliche Standpunkte, die zumeist mit Wertungen der Begrifflichkeiten einhergehen und in den letzten Jahren in fachlichen Diskursen umfassend erörtert wurden.

Während der Begriff der Diversität mehr auf die Überwindung einzelner sozialer Differenzen fokussiert und somit die Ressourcen in den Vordergrund rückt, geht es bei der Intersektionalität mehr um die Wechselwirkungen der Kategorien sozialer Ungleichheit. Der Vorwurf, Intersek-

⁵⁸ Jene haben, gerade im klinischen Kontext, oftmals spezifische (traumatisierende) Erfahrungen gemacht, wie sexuelle Übergriffe, Vergewaltigungen und Misshandlungen, sodass hier spezifische Angebote, wie unter anderem reine Mädchenwohngruppen im ambulanten oder (teil-)stationären Setting, auch aus traumapädagogischer Perspektive, sinnvoll sind.

⁵⁹ „Unter Intersektionalität wird dabei verstanden, dass soziale Kategorien wie Gender, Ethnizität, Nation, ‚Rasse‘ oder Klasse nicht isoliert voneinander konzeptualisiert werden können, sondern in ihren ‚Überkreuzungen‘, ‚Verwobenheiten‘ oder ‚Verquickungen‘ analysiert werden müssen. Additive Perspektiven sollen überwunden werden, indem der Fokus auf das *gleichzeitige Zusammenwirken* bzw. *Wechselwirkungen* von sozialen Ungleichheiten und kulturellen Differenzen gerichtet wird“ (Walgenbach 2011, S. 113, Hervorhebung im Original).

⁶⁰ „Während Intersektionalität eher ein theoriebezogenes Analyseinstrument ist, stellen diversitätsbewusste Perspektiven inhaltliche Anforderungen an praktisches Handeln und Reflexion dar. [...] Im Bereich der Sozialen Arbeit stehen bei Diversität eher gesellschaftspolitische Ziele wie soziale Gerechtigkeit, Anerkennung, Partizipation, Gleichberechtigung und Antidiskriminierung im Vordergrund. Dabei sollte eine solche Zielsetzung nicht mit der realen Praxis und institutionellen Verfasstheit in den entsprechenden Handlungsfeldern verwechselt werden“ (Leiprecht 2018, S. 215f).

tionalität fördere die Defizitorientierung, scheint in Teilen berechtigt. Dennoch sei darauf verwiesen, dass auch die Kategorieerfassungen in diesem Konzept nicht als zwangsläufig statisch zu betrachten sind (Ghaderi 2017, S. 14). Auch wenn der Begriff der Diversität in vielen Punkten sicherlich bessere Ansatzpunkte für die Klinische Sozialarbeit bietet, soll Intersektionalität hier nicht kategorial ausgeschlossen werden, vielmehr kann sie als transdisziplinäres Instrument agieren; beispielsweise als Verbindungsglied zu sozialstrukturellen Analysen, da entsprechende Kategorienbildungen die gängigen Parameter zur Messung sozialer Ungleichheit wiedergeben und somit bestimmte Verwebungen, gerade in dem speziellen Kontext Jugend und Flucht, aufzeigen können. Nora Gaupp plädiert mit Blick auf die Forschung – der sich auch problemlos auf die Praxis übertragen lässt – dafür, dass alle Begrifflichkeiten und die damit verbundenen Perspektiven miteinbezogen werden sollten. Hier sollte eine ausgewogene Balance zwischen einzelnen Differenzdimensionen und dem Zusammenspiel derselben gefunden werden (Gaupp 2017, S. 436).

Bei einer intersektionalen Perspektive kann die Analyse von anti-, intra- und interkategorialer Komplexität hilfreich sein. Bei der antikategorialen Komplexität geht es um Fragen der Identität und Subjektivität, also in erster Linie subjektiver Wahrnehmung, gleichzeitig aber auch um die Bedingtheit historisch und kulturell konstruierter Differenzen. Die intrakategoriale Komplexität macht auf die Differenzen innerhalb einer Kategorie aufmerksam, wogegen die interkategoriale Komplexität die Verhältnisse zwischen den Kategorien betrachtet (Walgenbach 2011, S. 122). Die Definition dieser Komplexität soll der statischen Betrachtung intersektionaler sozialer Situationen vorbeugen.

Als möglicher Schlüssel zur Aufweichung kategorialer Differenzen kann das besondere Verhältnis der Individuen zu den Differenzlinien dienen. Entscheidend bei der Betrachtung durch die „intersektionale Brille“ ist, dass soziale Phänomene nicht mehr auf eine Kategorie zurückgeführt werden können (ebd., S. 123f). Dies bedeutet auch für die Klinische Sozialarbeit, dass dies bei pädagogischen Überlegungen beachtet und auf unterschiedlichen Ebenen mit den Jugendlichen gearbeitet werden sollte. Für die diversitätsbewusste Forschung stellt dies ebenfalls eine Herausforderung dar. So führt Gaupp aus:

„Für eine diversitätsorientierte Jugendforschung stellt die Heterogenität der Gruppe der jungen Geflüchteten entlang von Differenzdimensionen wie Herkunftsländern, Fluchtgründen, Fluchterfahrungen, Familiensituation (u.a. begleitet/unbegleitet), Bildungserfahrungen, Sprachkenntnissen, Religion, Gesundheit, Bleibeperspektive, Ankunftserfahrungen, Unterkunftssituation und institutionelle Zuständigkeit (z. B. in der Kinder- und Jugendhilfe) eine inhaltliche wie methodische Herausforderung dar. Sexuelle Orientierung und geschlechtliche Zugehörigkeit sind in Bezug auf junge Geflüchtete in einer intersektionalen Weise zusätzlich bedeutungsvoll,

da nicht-heterosexuelle und nicht-cisgeschlechtliche junge Geflüchtete ggf. besonderen Diskriminierungs- und Viktimisierungsrisiken ausgesetzt sind“ (Gaupp 2017, S. 430).

Für die reflexive, diversitätsbewusste Praxis bedeutet das folglich, dass es nicht mehr nur um ein „Verstehen“ der geflüchteten Jugendlichen geht, sondern vielmehr Klinische SozialarbeiterInnen einen Rahmen – mit Hilfe ihres Wissen und einer professionellen Situationsanalyse – schaffen sollten, in dem Zugangschancen eröffnet und Teilhabemöglichkeiten erleichtert werden. Relevante Kategorien wie Alter, Geschlecht, sexuelle Orientierung, Gesundheit, Religion, Bildungsbiographie und sozio-geographische Herkunft gilt es auch bei der Identitätsarbeit zu beachten. Die SozialarbeiterInnen sollten dabei die unterschiedlichen Einflussfaktoren erkennen und die Selbstdefinition der Einzelnen anerkennen und auch damit einhergehende Uneindeutigkeiten aushalten können. Die Fähigkeit zur Ambiguitätstoleranz muss deshalb nicht nur bei den Jugendlichen im Umgang mit deren Identität, sondern auch bei den Fachkräften gegeben sein (Jagusch 2018, S. 276-279). Denn wie es Birgit Jagusch treffend formuliert und wie es auch in dieser MA-Thesis entsprechend vertreten wird, sollten:

„[w]eder ein arabischer Kochkurs, noch ein Volkshochschulkurs über die Glaubensinhalte des Islam, noch Faktenwissen über kulturelle Traditionen in Nigeria [...] Kern reflexiver diversitätsbewusster Pädagogik sein, sondern bestenfalls flankierend im konkreten Einzelfall zur Seite stehen. [...] Aus diesem Grund geht es bei reflexiver diversitätsbewusster Pädagogik auch nicht um Patentrezepte für Pädagogik und Alltag. Es gibt keine Bedienungsanleitung für gesellschaftliches Miteinander, sondern die Maxime, sich auf Uneindeutigkeiten einzulassen und Verunsicherung zum Anlass des Nachfragens bei den konkreten Subjekten zu nehmen. Wichtig ist es deshalb, die Fähigkeit auszubilden, auch Dinge, die möglicherweise nicht verstanden werden, akzeptieren und anerkennen zu können bzw. in der konkreten Situation nachzufragen, damit sich nicht bestimmte Vorbehalte verfestigen“ (ebd., S. 279).

5.3 Ausgewählte transdisziplinäre Zugänge

Das folgende Kapitel stellt eine Auswahl an Zugängen und Lösungsansätzen dar, die aufzeigen, wie bereits erörterten Problematiken begegnet werden kann. Dabei sind in erster Linie Perspektiven- und Haltungswechsel ausschlaggebend, die helfen können, gesellschaftlich und institutionell bedingte Ungerechtigkeiten im sozialpädagogischen Kontext abzubauen.

5.3.1 Postmigrantische Perspektiven

Die postmigrantische Perspektive knüpft an bereits behandelte Konzepte an, wie das von Bhabha, das Kultur und Identität als homogenisierende Kräfte in Frage stellt und somit an-

nimmt, dass Identität nicht von Eindeutigkeit, sondern von Hybridität und Ambivalenz geprägt ist. Das Entscheidende bei dem Konzept der Postmigration ist jedoch, dass sie sich als Analyseperspektive versteht und nicht als Zustandsbeschreibung (Ghaderi 2017, S. 13; Yildiz 2015, S. 20). Demnach soll Migrationsforschung „[...] sich von einer ethnisch sortierten Theorie [...] verabschieden“ (Yildiz 2017, S. 55) und somit keine Sonderrolle mehr einnehmen. Migration ist hier nicht Gegenstand einer Forschung oder einer theoretischen Auseinandersetzung, sondern agiert als Perspektive und als Gesellschaftsanalyse. Damit einher geht ein fundamental anderes Geschichts- und Gesellschaftsverständnis als das in gängigen (unreflektierten) Forschungen angenommene (Yildiz 2015, S. 22f). Denn „Migration wird aus dieser Sicht zu einem konstitutiven Moment im historischen Prozess“ (ebd., S. 23). Dies ist insofern brisant, als Migrationsprozesse in der Regel keine eindeutigen Verläufe – wie oftmals in der gängigen historischen Repräsentationspraxis behauptet – aufweisen (Yildiz 2015, S. 24).

„Wenn Migration zum paradigmatischen Ausgangspunkt wird, ideologische Diskurse über Migration und Integration dekonstruiert werden, rücken bisher marginalisierte Wissensarten in den Fokus“ (Yildiz 2017, S. 54).

So kann Postmigration als ein Überwinden von Denkmustern und ein Aufbrechen von Kategorien wie Migrant, Migration oder Sesshaftigkeit definiert werden. Migration wird als die Gesellschaft bildend und bewegend betrachtet. Dementsprechend ist postmigrantische Narration herrschaftskritisch, weil sie nationale Erzählungen und Deutungsmuster in Frage stellt und sich dadurch mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen auseinandersetzt (Yildiz 2015, S. 31; ders. 2017, S. 54f).

„Im Gegensatz zu gängigen nationalen Narrativen wird im postmigrantischen Diskurs nicht nach integrativen Leistungen von (Post-)Migranten gefragt, es rücken vielmehr Prozesse von Entortung und Neuverortung, Mehrdeutigkeit und Grenzbiographien ins Blickfeld“ (Yildiz 2015, S. 21).

Nach Ghaderi ist eine postmigrantische Gesellschaft durch fünf Kernpunkte gekennzeichnet. (1) Es gibt eine politisch konstruierte Anerkennung von Migration. Im Beispiel Deutschland wird dieses in öffentlichen Diskursen als Einwanderungsland anerkannt und bezeichnet. (2) Eine Aushandlung von Positionen ist möglich. Dabei sollen Repräsentationen, Rechte und Zugangsmöglichkeiten gleichberechtigt sein. (3) Es können ambivalente und ambiguate Positionen zwischen „Migrationsbefürwortern“ und „-gegnern“ vertreten werden. (4) Neue Allianzen entstehen, deren Definition mehr aus Haltungen und weniger aus Herkunft entstehen. (5) Und schließlich gibt es eine Zunahme von Antagonismen in der Gesellschaft, beispielsweise in Form

von Verteilungskämpfen und Extremismus (Ghaderi 2017, S. 13). Werden diese Punkte auf die gesellschaftspolitische Situation Deutschlands bezogen und aus postkolonialer Perspektive betrachtet, so kann rückgeschlossen werden, dass in einigen Punkten, wie beispielsweise in der Repräsentation und den Rechten von Geflüchteten, noch erheblich Nachholbedarf besteht und Deutschland noch lange nicht in einer postmigrantischen Gesellschaft angekommen ist. Ein postmigrantisches Phänomen lässt sich aktuell aber gut beobachten: Es entstehen neue Verbindungen in sozialen Beziehungen von Menschen mit und ohne „Migrationshintergrund“, die sich durch gemeinsame Interessen und Haltungen bilden und zusammengehalten werden. Dies produziert neue Kulturen und (kollektive) Identitäten (ebd.).

Für die (sozial-)pädagogische Arbeit bedeutet dies, dass sie die Aufgabe hat, neue Denk- und Handlungsspielräume zu schaffen. So kann die postmigrantische Perspektive als dekonstruierender Blick auf die sogenannte interkulturelle Pädagogik agieren, da dort in klassischen Ansätzen Kulturen oft als abgeschlossen und eindeutig abgrenzbar gesehen werden. Die Konzepte von „Selbst“ und „Fremd“ oder „Wir“ und die „Anderen“ lassen sich aber unter postmigrantischer Perspektive nicht mehr halten (Yildiz 2017, S. 59f). Klinischen SozialarbeiterInnen verhilft diese Sichtweise dazu, strukturell verankerte Vorurteile abzubauen, indem sie Migration nicht zum Ausgangspunkt machen, sondern als Analyseinstrument nutzen. Diese Überlegungen knüpfen auch an bereits formulierte Gedanken zum Umgang mit Differenz an. Wenn Migration nicht mehr als differenzschaffendes Moment betrachtet wird, baut dies auch gleichzeitig Vorurteile ab und verbessert damit auch schrittweise Teilhabemöglichkeiten. Insofern kommt SozialarbeiterInnen ein sozialpolitisches Mandat zu, dass sich konkret auch im Kleinen umsetzen lässt.

5.3.2 Das Konzept der Transdifferenz

Eine weitere Perspektive, die den professionellen und differenzierten Umgang mit geflüchteten jungen Menschen mitgestalten kann, ist das Konzept der Transdifferenz. Es findet seinen Ursprung in der Kulturwissenschaft. Wie in den vorhergehenden Kapiteln schon mehrfach problematisiert, wird auch hier das Spannungsverhältnis von Abgrenzung und Einschließung durch Konstruktion von Identität reflektiert. Allerdings werden unter transdifferenter Perspektive neue Vorschläge gemacht, wie diesem Problem zu begegnen sei. Geisen stellt in seinem Beitrag die Relevanz für transdisziplinäre Auseinandersetzung mit dem Transdifferenzbegriff zusammenfassend dar:

„Die Kultur der Spätmoderne scheint vielmehr von Differenzen geprägt als durch Gemeinsamkeiten bestimmt. [...] Die Hervorhebung von 'Differenzen' rückt damit zugleich die Problematik kulturtheoretischer Konzepte ins Zentrum der sozialwissenschaftlichen Debatten. Denn der in Begriff und Konzept von Kultur auftretende ambivalente Zusammenhang von Gleichheit und Differenz wird kulturtheoretisch vielfach zugunsten einer homogenisierenden Perspektive auf die gesellschaftlichen Zusammenhänge aufgegeben oder vordergründig als bislang nicht vorhanden angesehen“ (Geisen 2008, S. 168).

Geisen stellt des Weiteren auch den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Dynamiken, Kultur und Identität her. So geht er davon aus, dass Kultur im aktuellen gesellschaftlichen Selbstverständnis als etwas Dauerhaftes konstruiert wird, um der Vergänglichkeit des Sozialen entgegenzuwirken. Da durch Globalisierungsprozesse Gemeinschaften instabiler werden, würden die Einzelnen mehr zur Selbstpositionierung gezwungen werden und individuelle wie kollektive Identitäten gälten als Repräsentation gesellschaftlicher Anforderungen. Damit werde Identitätsarbeit – wobei er sich bei seinem verwendeten Identitätsbegriff auf Keupp bezieht – (noch mehr) benötigt (Geisen 2008, S. 167/177f). Dieses oben genannte Verständnis von Kultur spiegle aber nicht die Realität wider. Denn bei jenem Ansatz liegt die Vorstellung einer strukturellen Gemeinsamkeit der Mitglieder einer Kultur zu Grunde. Damit verbunden sind oft Integrationsanforderungen, Bereicherungs- und Belastungsdiskurse. Im Kontext einer Migrationsgesellschaft beziehungsweise einer heterogenen Gesellschaft ist dies ein Hindernis für gelingende Kommunikations- und Bildungsprozesse (Geisen 2008, S. 182; vgl. auch 5.1.3).

Der Transdifferenzansatz setzt nun in dem „Dazwischen“ an. Differenz kann nicht mehr binär verstanden werden und die Trennlinie zwischen Eigen und Fremd zeigt sich als nicht klar definierbar. Unter transdifferenter Perspektive werden gleichermaßen Phänomene kultureller Veränderung und Kontinuität betrachtet, sie berühren sozusagen die „Transformation“ der Differenzen. Somit sind Differenzen dynamisch und wandelbar. Denn Transdifferenz kann nicht ohne Differenzen bestehen, gleichzeitig können Differenzen nicht ohne Transdifferenzen benannt werden. Der Ansatz erhebt auch den Anspruch, dass er Differenzen innerhalb einer Kultur, aber auch zwischen verschiedenen Kulturen betrachten kann (Geisen 2008, S. 169-171; Benkel 2007, S. 174).

In Bezug auf Identität bedeutet dies, dass der Mensch als je ein einzelnes Subjekt für sich gesehen wird und dieser als Grenze der Veränderung in der kulturellen Dynamik agiert (Geisen 2008, S. 169). Somit kommt dem oder der jeweils Einzelnen eine Handlungsmacht zu, die nicht in der Beliebigkeit endet, weil sie aktiv Kultur mitgestaltet. Helmbrecht Breinig und Klaus Lösch, die dem Konzept der Transdifferenz seinen Namen gegeben haben, verstehen Identität unter transdifferenter Perspektive als ein heterogenes und verwobenes Gebilde, das nicht nur

aus einer Aneinanderreihung von Differenzen besteht. Gleichzeitig weisen sie darauf hin, dass bei aller Hybridität der Identität und der damit verbundenen Zugehörigkeit zu Netzwerken, soziale Kategorien und andere identitätsstiftende Relationen in der Regel nicht einfach beliebig wechselbar sind. Auch den Aspekt der Ethnizität, die nicht frei wählbar ist, gilt es zu beachten und zwar im Kontext von Fremdheits- und/oder Diskriminierungserfahrungen (Breinig/Lösch 2010, S. 42).

„Aus dieser Perspektive ist eine kulturelle Grenze nicht einfach eine Linie, an der der Binnenraum der Kultur endet, sondern zugleich eine Schwelle zum kulturell Anderen, wo Kommunikation mit dem anderen möglich wird. Die Grenze kann somit als Raum des interkulturellen Dialogs betrachtet werden, in dem die von der einen Kultur konstruierten und an die anderen adressierten Selbst- und Fremdbilder auf die der anderen Kultur treffen. In diesem Raum treten mithin die Identitäts- und Alteritätskonstrukte der beteiligten Kulturen in Konkurrenz zueinander und stellen sich wechselseitig in Frage“ (Lösch 2005 zitiert nach Geisen 2008, S. 171).

Durch den Austausch und die Begegnung mit dem „Anderen“ wird eine Reflexion auf das Eigene möglich. Transdifferenz auf Subjektebene kann unter anderem auch als Produkt kultureller Mehrfachzugehörigkeiten gesehen werden und quer zueinander liegende Identitätsaspekte einschließen. Somit sollten auch die möglichen Verschiebungen und Veränderungen von Identitäten erfasst werden. Transdifferenz eignet sich somit als Hilfsmittel zur Aufhebung einer dichotomen Strukturiertheit und als Betrachtungsweise für Ambivalenz innerhalb von Kulturen (Geisen 2008, S. 171f/184/186).

Der Transdifferenzansatz ist aber nicht nur auf den Migrationskontext beschränkt. Gerade mit Blick auf Postmigration (vgl. 5.3.1) liegt es nahe, diesen auf andere Felder zu erweitern, in diesem Fall auf die Binarität von Gesundheit und Krankheit. So bezieht sich Thorsten Benkel in seiner Beschäftigung mit Transdifferenz auf die vermeintliche Bipolarität von „Wahnsinn“⁶¹ und Vernunft, die von Foucault stark kritisiert wurde (vgl. 5.1.4). Benkel versteht Transdifferenz als „Emanzipation des Unentschiedenen und Widerständigen“ (Benkel 2007, S. 165). Die Unhaltbarkeit von einem dichotomen Krankheits- beziehungsweise Gesundheitsverständnis legt er an einigen alltäglichen Beispielen dar. Im alltäglichen, also nicht fachlich ausgebildeten Verständnis wird eine Person als krank bezeichnet, wenn sie sich auffällig verhält, zum Beispiel weil sie Stimmen hört und dies öffentlich kundtut oder Suizid ankündigt. Distanziert sie sich davon, scheint sie gesund. Wird dieses Phänomen genauer betrachtet, so zeigt sich allerdings, dass es diesbezüglich fast immer Zwischenräume gibt, also anfangende oder abklingende „im

⁶¹ Hier werden aber weiterhin Begrifflichkeiten der psychischen Krankheit und Gesundheit verwendet, da es in diesem Fall nicht um eine Rezension der Foucault'schen Werke geht, sondern lediglich um seine Gedankengänge, die Anwendung in relevanten Zusammenhängen finden sollen.

Auge zu behaltende“ Abweichungen von „normalem“ Verhalten (ebd., S. 167-169). Gerade in Übergängen zum klinischen Bereich ist dies aber als sehr kritisch zu bewerten. Denn:

„Eine transdifferente Zwischenstation ist in dieser Differenzkonstruktion nicht vorgesehen. Schon das leichte Andeuten einer Bruchstelle kann, in dieser Optik, zum Ausweis potenzieller Gefährlichkeit oder als Beleg einer anderen ‚unbequemen Störung‘ umgemünzt werden; in jedem Fall evoziert diese Andeutung ein Reparaturbedürfnis“ (ebd., S. 169).

Folglich plädiert Benkel dafür, auch die Normativität im Alltag und im professionellen Handlungsumfeld zu benennen und bezeichnet dies als transdifferente Wahrnehmung (ebd., S. 171). Kritisches Hinterfragen im transdifferenten Sinne meint also angenommene Selbstverständlichkeiten bezüglich sozialer Situationen als ungewollt oder untypisch in Frage zu stellen. Die Betonung liegt hierbei aber auf dem Umgang mit Differenzsetzungen und lässt sich somit als einen konkreten Teilbereich einer kritisch-reflexiven Perspektive verstehen.

Als Beispiel zieht Benkel hier den Erziehungskontext heran. Wenn etwas verboten wird, erscheint die Frage nach dem Hintergrund legitim. Ist das Verbot wirklich darin begründet, Schaden abzuwenden oder wird es nicht viel mehr ausgesprochen, weil das Verhalten etwas gesellschaftlich Unerwünschtes darstellt? Dies bringt Fachkräfte in eine unbequeme Lage, die es auszuhalten gilt. Und hier ist auch die Transdifferenz verortet, nämlich *zwischen* den Perspektiven. Dabei geht es nicht darum, eine „richtige“ oder „falsche“ Perspektive auszuwählen, sondern die soziale Situation im Kontext zu betrachten und zwischen den beiden Polen zu handeln und zu reflektieren (ebd., S. 71-74/76f). Diese Perspektive kann eine Bereicherung in der Identitätsarbeit mit geflüchteten jungen Menschen darstellen und helfen normative Vorstellungen, die in die Gestaltung der Identitätsarbeit mit den Jugendlichen oft ungewollt und unbewusst miteingebracht werden, vorzubeugen.

5.3.3 Subjektwissenschaftliche Betrachtungsweise

Die Subjektwissenschaft und die darin eingebettete Handlungsforschung bietet eine weitere Perspektive für die Klinische Sozialarbeit vorwärtsgewandt und anti-diskriminierend mit Identitätsarbeit von und mit Geflüchteten umzugehen. Die Subjektwissenschaft entstammt der Kritischen Psychologie und wurde von Klaus Holzkamp begründet. Ziel der Subjektwissenschaft ist es, das einzelne Subjekt handlungsfähig zu machen und es in seiner eigenen Subjektivität möglichst umfassend und ganzheitlich zu begreifen. Dabei strebt die Subjektwissenschaft eine möglichst hierarchiearme pädagogische Zusammenarbeit mit KlientInnen an. Das Außergewöhnliche am Ansatz der Subjektwissenschaft ist, dass er Forschung und Praxis als nicht-

trennbaren Prozess zusammendenkt.⁶² Als Ziel der Handlungsforschung erweist es sich somit, alltagspraktische Probleme zur Geltung zu bringen, anstatt unreflektiert Gesellschaftsbilder zu reproduzieren. Durch den Einbezug der KlientInnen wird versucht zu klären, wie eine Erweiterung der Lebensmöglichkeiten durch Veränderung der realen Lebensbedingungen stattfinden kann (Markard 1991, S. 101f).

Insofern ist der subjektwissenschaftliche Ansatz als ein handlungstheoretischer Gegenpol zu der in 5.1.4 diskutierten Determinismusthese zu betrachten. Gleichzeitig schließen sich die beiden Standpunkte nicht zwangsläufig aus. Denn die Kritische Psychologie geht nicht davon aus, dass das einzelne Subjekt frei von gesellschaftlichen Prägungen und Strukturen ist und gerade auch das Bedürfnis nach Weiterentwicklung durch gesellschaftliche Ziele bedingt sein kann. Aber sie geht davon aus, dass das Subjekt „handlungsfähig“ gemacht werden kann und die Handlungen subjektiv begründet⁶³ sind, wenn ihm geholfen wird, unter fremdbestimmten Verhältnissen zu reagieren (Kaindl 2014, S. 110; Holzkamp 2015, S. 274). Die Annahme der subjektiven Begründetheit einer Handlung lässt sich gut mit dem Konzept der Lebensweltorientierung der Sozialen Arbeit vereinen. Denn:

„Hier wird die Lebenswelt eines Individuums nicht nur als Kontext seiner Handlungen betrachtet, der berücksichtigt werden sollte, sondern sie wird im Zusammenhang mit den Lebensinteressen als Begründungsprämisse für das Handeln eines Individuums verstanden und ist insofern zwingend in die Analyse von Handlungen miteinzubeziehen“ (Heesch 2001, S. 17).

Weiter führt Heesch aus, dass das Streben nach Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen ein wichtiger Anknüpfungspunkt für die sozialarbeiterische Praxis darstellen kann (ebd., S. 18).

Auch die Begrifflichkeiten der Restriktiven und Verallgemeinerten Handlungsfähigkeit sind zu erwähnen, da sie wesentlicher Bestandteil des Konzepts der Subjektwissenschaft darstellen und zu einem besseren Verständnis der zugrundeliegenden Annahmen beitragen. Der Begriff der Handlungsfähigkeit soll als Analyseinstrument agieren, das das Verhältnis von Mensch-Umwelt erfassen möchte und die Begrifflichkeiten „restriktiv“ und „verallgemeinert“ dienen dazu, die Widersprüchlichkeiten des subjektiven Handels zu verstehen. Unter der Restriktiven

⁶² Für weitere Ausführungen zum subjektwissenschaftlichen Verständnis von Forschung(-prozessen) vgl. Myrenne 2016, S. 10-12.

⁶³ Diese Annahme ist im Begründungsdiskurs eingebettet. In diesem geht es um „[...] die konkreten Lebensbedingungen in ihrer subjektiven Bedeutung d.h. die gesellschaftliche Realität, wie sie von den Individuen in Abhängigkeit von ihrer spezifischen Situation und den ihnen zur Verfügung gestellten gesellschaftlichen Interpretationsangeboten sowie Handlungsmöglichkeiten wahrgenommen wird“ (Osterkamp 2001, S. 8). Für weitere Ausführungen bzgl. des Begründungsdiskurses vgl. Myrenne 2016, S. 8-10 und Heesch 2001, S. 16-18.

Handlungsfähigkeit wird im Allgemeinen das Abfinden oder Arrangieren mit bestehenden Lebensbedingungen verstanden, da ein alternatives Handeln den eigenen Lebensinteressen nicht entsprechen würde oder als zu riskant erschiene. Dieser Begriff hat aber in der subjektwissenschaftlichen Forschung eine negative Konnotation, da er im Forschungsprozess eine problematische Beschränkung aufzeigen soll, die das Subjekt im Anschluss daran befähigen soll, zu einer Verallgemeinerten Handlungsfähigkeit zu gelangen. Jene erweitert nämlich die Handlungsspielräume und befähigt zur Überwindung von Beschränkungen. Diese erweiterte Handlungsfähigkeit kann sich auch auf gesellschaftliche Bedingungen ausweiten. Gleichzeitig steigt aber auch das Risiko des Scheiterns (Kaindl 2014, S. 115f; Heesch 2001, S. 19). Auch Keupp sieht Handlungsfähigkeit als Ergebnis einer gelingender Identitätsarbeit (Keupp et al. 2008, S. 217). Insofern lässt sich das subjektwissenschaftliche Konzept gut in identitätstheoretischen Überlegungen integrieren, da die Hilfe zur (Verallgemeinerten) Handlungsfähigkeit als Stützrahmen für eine gelingende Identitätsarbeit interpretiert werden kann.

Der Subjektwissenschaftliche Ansatz hat besondere Anwendungsrelevanz für die Klinische Sozialarbeit, da er eine neue Perspektive auf Menschen mit Psychiatrieerfahrung und vor allen Dingen *mit* diesen entwirft, ressourcenorientiertes Denken unterstützt und somit auf die in 5.1.5 formulierte Kritik eingeht. Die Kritische Psychologie versteht psychische Krankheit als

„[...] emotionale Bewertung eingeschränkter Möglichkeiten zur Realisierung der eigenen Bedürfnisse und Interessen“ (Heesch 2001, S. 21).

Klinische SozialarbeiterInnen können sich daher als KooperationspartnerInnen wahrnehmen, die den Jugendlichen helfen, die eigene Handlungsfähigkeit aufrechtzuerhalten, zu entwickeln oder zu erweitern. Probleme werden mit den jungen Menschen gemeinsam definiert und die Lebenswelt der KlientInnen wird in den Hilfeprozess miteinbezogen (ebd., S. 47f).

Dieser Ansatz kann damit auch jenseits der Kategorien „psychisch erkrankt“ oder „geflüchtet“ Anwendung finden. Denn hier sind nicht mehr die Klassifizierungen, die von der Gesellschaft definiert werden, ausschlaggebend, sondern das einzelne Subjekt, das entscheidet, wie es mit den gegebenen Umständen umgeht – vorausgesetzt es ist im Stadium der Verallgemeinerten Handlungsfähigkeit angekommen. Diese Perspektive bietet auch interessante Ansatzpunkte für den Umgang mit Differenzen und die Konstruktion von Andersartigkeit. Geht man vom subjektiven Standpunkt der Einzelnen aus, definiert jedes Subjekt für sich selbst diese Abgrenzung und gegebenenfalls auch die unscharfen „Übergangsräume“. Dieser subjektive Standpunkt spiegelt wiederum die Konstruktion von Identität wider, zumindest im Ab- und An-

grenzungsprozess. Für den wissenschaftlichen wie pädagogischen Umgang würde dies bedeuten, die jeweilige Konstruktion und Definition von Benennung von Andersartigkeit des Gegenübers zunächst einmal anzunehmen und als gegeben zu betrachten, um von diesem Standpunkt aus dann fachlich anzusetzen. Radikal ausgedrückt sollten Klinischen SozialarbeiterInnen versuchen, die Jugendlichen als unbeschriebenes Blatt zu sehen, durch Mittellungen der Jugendlichen die jeweiligen subjektiven Standpunkte zu erkennen und aus dieser Perspektive heraus helfen, erstrebenswerte Zustände interaktiv zu entwickeln. Also zunächst einmal die Definitionen von Zuständen wie Gesundheit, Eigenständigkeit, Zufriedenheit, Migration und weiteren relevanten Faktoren aus der Perspektive der jungen Menschen übernehmen, um so dann aus dieser Perspektive heraus gemeinsam mit den Jugendlichen Möglichkeiten zu erarbeiten, die für die Jugendlichen aus ihrer subjektiven Perspektive heraus eine Verbesserung der Lebensqualität darstellen. Denn durch die Verringerung des Machtgefälles – eine Aufhebung scheint im klinisch-sozialarbeiterischen Kontext realitätsfern⁶⁴ – können die KlientInnen, im Sinne der Verallgemeinerten Handlungsfähigkeit, zum eigenverantwortlichen Handeln befähigt werden.

5.4 Schlussfolgerungen und Implikationen für einen erweiterten Forschungszugang

„Dass ein Großteil, der in Politik und Wirtschaft in Gang gesetzten Prozesse der Interessen vieler Menschen nur sehr ungenügend Rechnung trägt, ist kein Geheimnis mehr. An diesen Machtstrukturen kann auch reflexive Sozialwissenschaft nichts ändern. Sie kann aber in den Folgen und vor allem in den nichtintendierten Nebenfolgen der obengenannten Entscheidungen auch Potenziale für Eigenwilligkeit, für emanzipatorische Erweiterung von Ich-Grenzen, für Verweigerung gegenüber den gesellschaftlichen Identitätszwängen aufzeigen und die Fähigkeit wachhalten, in Differenzen zum Bestehenden zu denken“ (Keupp et al. 2008, S. 272).

Eben diese Eigenwilligkeit und Emanzipation von gängigen Deutungsmustern sollte in diesem Kapitel aufgezeigt werden. Und gegenüber der Sozialwissenschaft bietet die Sozialarbeitswissenschaft durch konkrete Anknüpfungspunkte mit handlungspraktischen Auseinandersetzungen ein weitaus wirksames Potenzial, dies zu verwirklichen. So können Strukturen auf allen Ebenen in Frage gestellt und potenziell verändert werden, indem gesellschaftliche Diskurse mitgeprägt werden und dazu ermutigt wird, vorhandene Gestaltungs- und Möglichkeitsräume auszufüllen.

Daraus ergeben sich einige Schlussfolgerungen und Forderungen für die Wissenschaft:

⁶⁴ Auf die Diskussion über pädagogische Macht kann in diesem Rahmen nicht eingegangen werden, sie stellt aber einen weiteren interessanten Bezugspunkt dar, der in einer anderen Arbeit verhandelt werden könnte.

1. In der theoretischen wie empirischen Auseinandersetzung sollten Kategorien wie „Migrant“ und „psychisch krank“ aufgeweicht werden. Solche Kategorien sollten nicht als bestimmende Eigenschaft gesehen werden, sondern der Mensch sollte in seiner Ganzheit begriffen werden. Dies schließt auch mit ein, die Diversität der betrachteten Gruppe zu einem Bezugspunkt der Forschung zu machen und Jugend als eine Phase mit besonderen Entwicklungsanforderungen und -potenzialen anzuerkennen. Je nach wissenschaftlicher Fragestellung sollte die AdressatInnengruppe beziehungsweise die Beschreibung dieser durch ein induktives Vorgehen immer wieder neu bestimmt werden und auch die Fragestellung(en) sollte(n) entsprechend angepasst werden.
2. Bei Formulierung einer Fragestellung sollten sich WissenschaftlerInnen selbstkritisch die Frage stellen, inwiefern sich diese mit postmigrantischen und postkolonialen Interpretationen verträgt. Auch während des Forschungsprozesses sollte dies immer wieder reflektiert werden. Der Prozess der Selbstreflexion ist ein wichtiger und wesentlicher Bestandteil ethisch begründbarer Forschung und sollte Fragen nach Differenzdenken, normativen Vorstellungen, der eigenen gesellschaftlichen Position und eigenen paradigmatischen Vorstellungen beinhalten.
3. Insbesondere im Bereich der Identitätsforschung ist eine emische und subjektwissenschaftliche Perspektive von zentraler Bedeutung, da Identität als ein subjektives Konstrukt zu verstehen ist, das nur von dem jeweiligen Subjekt dargestellt und bewertet werden kann. Wenn die „Beforschten“ Identität für sich anders als erwartet definieren oder benennen, sollte nicht versucht werden, diese Perspektive in ein bestehendes Identitätsmodell hineinzuzinterpretieren, sondern das entsprechende Modell müsste erweitert oder das Konzept neu überdacht werden. Identitätsforschung sollte deshalb auch hermeneutisch erfolgen.
4. Gerade im Bereich der kritisch-sozialarbeiterischen Forschung sollten erhobene Daten immer im Kontext der gesellschaftlichen Bedeutung berücksichtigt werden. Dadurch darf kritische Forschung immer auch ein Stück weit politisch gedacht werden. Auch wenn – postmigrantisch betrachtet – Migration nicht den zentralen Bezugspunkt der Forschung darstellt, passiert es häufig, dass diese von den „Beforschten“ als ein solcher wahrgenommen wird. So kann davon ausgegangen werden, dass Migration und Flucht auch deshalb vom Gegenüber thematisiert wird, weil es für sie oder ihn durch soziale Ungleichheit und der damit oft verbundenen sozialen Ungerechtigkeit und Unterdrückungsmechanismen bedingt, eine Relevanz in der eigenen Lebenswelt besitzt. Dies ist aber auch jeweils einzeln zu überprüfen und mit dem Subjekt nicht-normativ und diskursiv zu erarbeiten.

5. Auch ist bei einer klinisch-sozialarbeiterischen Forschung die biopsychosoziale Perspektive einzubeziehen. Auch wenn der Fokus in der sozialarbeiterischen Praxis auf dem sozialen Bereich liegt und dieser sehr viel Interpretationspotenzial birgt sowie Handlungsspielraum ermöglicht, sollte bei dem Verhalten der Beforschten auch immer in Betracht bezogen werden, dass Komponenten auf biologischer oder psychischer Ebenen mitwirken oder dadurch bedingt sind.

Eine partizipative sozialarbeiterische Forschung, wie sie auch die Arbeitsgemeinschaft der Kinder- und Jugendhilfe fordert (AGJ 2017, S. 14), sollte sich deshalb von Kategorisierungen lösen, selbstkritisch die eigene Position sowie die gesellschaftlichen Bedingungen in Frage stellen und im Interesse der Forschungssubjekte agieren. Daraus ergibt sich, dass die Auseinandersetzung mit der transdisziplinären Thematik aus emischer Perspektive und einem hermeneutischen Zugang erfolgen sollte und damit thesengenerierend arbeitet.

6. Weiterdenken: Konsequenzen für die Praxis der Klinischen Sozialarbeit bei jungen Menschen mit Fluchterfahrungen

Die Klinische Sozialarbeit versteht sich als anwendungsbezogene Wissenschaft. Diesem Anspruch entsprechend reflektiert dieses abschließende Kapitel die erarbeiteten theoretische Zugänge bezüglich Identität sowie ausgewählte situative und methodische Bezüge für das praktische Handeln. Dabei soll hier nicht die Zusammenstellung einzelner klinisch-sozialarbeiterischer Methoden im Vordergrund stehen. Das würde den Rahmen dieser MA-Thesis bei weitem sprengen. Vielmehr wird hier zusammenfassend dargestellt, welche Ebenen in der Arbeit mit jungen Geflüchteten bei deren Identitätsarbeit als handlungsrelevant zu beachten sind.

Identitätsarbeit mit jungen Geflüchteten verlangt als absolute Grundvoraussetzung einen strukturellen Hintergrund und eine Beziehungsgrundlage, die von den Jugendlichen als vertrauensvoll angenommen wird.

Um Identität als etwas Sinnvolles anerkennen zu können, das eine Perspektive schaffen kann, muss im klinischen Setting die Möglichkeit zur Förderung selbstbestimmten Handelns, im Sinne von Empowerment und Partizipation, gegeben sein (Keupp 2005b, S. 39f; Keupp 2010b, S. 22).

Da die kontextuellen, institutionellen Rahmenbedingungen meist starken gesetzlichen Vorgaben unterliegen und je nach Aufgabenbereich es Klinischen SozialarbeiterInnen auf struktureller Ebene nur bedingt möglich ist, institutionell verankerte Prozesse zu verändern – und wenn Veränderungen auf Institutionsebene stattfinden, diese meist sehr träge und langsam

vonstattengehen – kann die Hauptaufgabe der Fachkräfte nur in der kritisch-reflexiven Beziehungsarbeit sowie der Selbstreflexion liegen.

Deshalb ist auf der obersten Ebene zunächst einmal die Frage zu stellen, ob die jeweilige Einrichtung von den Geflüchteten als „sicherer Hafen“ wahrgenommen wird oder eher als „Prüfstation“, die Angst statt Sicherheit vermittelt. Diese Rahmenbedingung nimmt gerade bei (traumatisierten) Geflüchteten eine zentrale Rolle ein (Tatschl 2017, S. 32; Andreatta 2018, S. 91). Dabei ist die Identitätsthematik in den gesellschaftlichen wie politischen Kontext miteingebunden, was direkt oder indirekt von den Fachkräften verlangt, sich emotional und politisch zu positionieren. So müssen sich die SozialarbeiterInnen damit auseinandersetzen, wie sie die Interessen der Geflüchteten vertreten können, ohne diese zu unterdrücken (vgl. auch 5.1.1). Deshalb sollten sie immer wieder reflektieren, welches Mandat sie gerade vertreten und wie das Mandat im Sinne der AdressatInnen geschützt werden kann. Gleichzeitig ist es auch wichtig, jene Grenzen zu eruieren, die SozialarbeiterInnen in (rechtliche) Konflikte bringen und wo sie sich selbst schützen müssen und die die pädagogische und politische Arbeit beschränken. Konkrete sozialpolitische beziehungsweise gesellschaftliche Handlungsspielräume ergeben sich durch die Vernetzung im Lokalen und damit den naheliegenden Ausbau von Allianzen. Dadurch kann in einer breiteren Öffentlichkeit ein erweitertes Verständnis für die Situation der Geflüchteten stattfinden. Auch Kooperationen mit anderen Professionen und der lokalen Politik helfen dabei, Handlungsmöglichkeiten zu erweitern. Dies erfordert aber auch ein nicht geringes Maß an Kritikfähigkeit, Politisierung und Durchhaltevermögen (Spindler 2018, S. 582; Tatschl 2017, S. 35). Diese Positionierung der Fachkräfte kann für die Jugendlichen bereits ein erster Schritt zu einer gelingenden Identitätsarbeit sein. Wird das Modell der Alltäglichen Identitätsarbeit miteinbezogen, so kann die sozialpolitische Arbeit sich auf *Identitätsperspektiven* auswirken, da mit jener positionierenden Arbeit bereits soziokulturelle und gesellschaftliche Diskurse verändert werden und dies wiederum Auswirkungen auf die sozialen Rollen der Geflüchteten haben kann. Auch sind solche konkreten Möglichkeiten ein erster Schritt, der Nicht-Repräsentation und der postkolonialen Situiertheit der Geflüchteten ein wenig entgegenzuwirken.

Auf der Ebene der Subjekte ergeben sich weitere alltagspraktische Probleme. Oft sind Geflüchtete auf Grund ihrer prekären sozialpolitischen und aufenthaltsrechtlichen Lage wenig handlungssicher. Hinzu kommen sprachliche Barrieren und damit verbundene Verständnis- und Verständigungsprobleme auf beiden Seiten. Missverständnisse können aber auch dadurch entstehen, dass die Fachkraft (ungewollt) das Gegenüber als TrägerIn bestimmter Kulturen, Ethnien, Religionen und etwaiger „Kulturkonflikte“ interpretiert und damit zur Stereotypisierung und ethno- beziehungsweise eurozentristischer Deutungen beiträgt. Im schlimmsten Fall führt

eine solche Interpretation zum Kontakt-, Beziehungs- oder Hilfeabbruch (Tatschl 2017, S. 24f; Gögercin 2018, S. 558). Gögercin führt weiter aus:

„Nur selten wird reflektiert, dass es sich [...] bei den befremdenden Einstellungen und Verhaltensweisen weniger um ‚fremdkulturelle‘ Phänomene als um Schicht- oder Geschlechterdifferenzen oder Reaktionen auf institutionelle Entmündigung oder um Überlebensstrategien einer Minderheit geht“ (Gögercin 2018, S. 558).

Deshalb kommen auch andere Beiträge, die sich mit diesem Thema auseinandersetzen, zu dem Schluss, dass eine hohe Bereitschaft an Selbstreflexion, Reflexion und Fallbesprechung im Team, (spezialisierte) Supervision und Fortbildungen unabdingbare Komponenten für eine gelingende (Klinische) Sozialarbeit mit, bei und von Geflüchteten sind. Denn dies trägt dazu bei, eine konstruktive Haltung als Handlungsoption annehmen zu können, in der normative Deutungen angezweifelt werden, und eine dezentrierende Positionierung und Wahrnehmung der Strukturen stattfindet (ebd., Ghaderi 2017, S. 3; Tatschl 2017, S. 36; Myrenne 2016, S. 38/40).

Siegfried Tatschl schlägt für die Praxis der Klinischen Sozialarbeit noch einige konkrete Handlungsmöglichkeiten vor, um eine Basis für die Beziehung zwischen den Fachkräften und den Geflüchteten zu schaffen. So kann es helfen, durch eine Loslösung von kulturalistischen Vorannahmen und einer wertschätzenden Haltung, Geflüchtete in ihrem Selbst zu bestärken, indem die *Migrationsleistungen* sichtbar gemacht und anerkannt werden. Um einen konkreten Zugang zur Lebens- und Migrationsgeschichte zu erreichen, können durch persönliche vorsichtige Nachfrage bezüglich des Ortes der Kindheit Narrationen angestoßen werden. Aber auch die non- und paraverbale Kommunikation ist nicht zu unterschätzen. So legen Studien nahe, dass die Wirkung einer Kommunikationsinteraktion im transkulturellen Setting nur 7% auf den verbalisierten Worten beruht, während 38% auf paraverbale Äußerungen und 55% auf Körpersprache und Mimik zurückzuführen sind (Tatschl 2017, S. 31-33).

Ist dieser komplexe Grundstein eines Beziehungsaufbaus schließlich gelegt, kann die Begleitung und Unterstützung von Identitätsarbeit in der Beziehungsarbeit im pädagogischen wie psychosozialen Beratungsbereich daran anknüpfen und darauf aufbauen. Einen möglichen

handlungstheoretischen Ansatzpunkt bildet die transversale⁶⁵ Identitätsarbeit auf Basis der integrativen Identitätstheorie nach Hilarion Petzold.⁶⁶

So erwähnt auch Petzold das „*Boundary Management*“, das eine der zentralen Bewältigungsressourcen für gelingende Identitätsarbeit bei Keupp darstellt. Hier ergibt sich eine neue Perspektive auf die Grenzziehung. Identität wird hier unter anderem verstanden als Phänomen der Grenzbestimmung, die eine Ab- wie Angrenzung zu anderen beinhaltet, und als wandelbar erachtet wird (Petzold 2012, S. 437). Die Besonderheit besteht nun darin, dass diese Abgrenzung nicht mehr eine zwangsläufig negative, potenziell diskriminierende Konnotation innehat, sondern hier ein großer Spielraum für die Klinische Sozialarbeit entsteht. So können Klinische SozialarbeiterInnen im Gespräch Grenzen thematisieren, Überschneidungspunkte zu anderen Menschen oder Gruppen herausheben und gesundheitsförderliche Ressourcen aktivieren, wie beispielsweise die Ermutigung soziale Kontakte zu (re)aktivieren. Durch die breiten und vielfältigen Erfahrungen der Geflüchteten, bieten sich tendenziell sogar mehr Anknüpfungspunkte als bei Jugendlichen ohne Migrationserfahrungen. Hinter dieser Erfahrungsvielfalt und -breite kann ein enormes Potenzial stecken, das es ermöglicht, die Ambiguitätstoleranz zu stärken. Solch eine Grenzarbeit im Sinne von Identitätsarbeit sollte als höchstes Ziel im Auge haben, das Wohl und gesundheitliche Empfinden der jungen Menschen zu verbessern.

Eine weitere Strategie stellt die Arbeit mit *biographischen Narrationen* dar, wobei auf ihren exemplarischen Charakter hinzuweisen ist. Nachdem die Narration – sowohl über sich selbst als auch über das eigene Umfeld – ein zentrales Moment von Identitätskonstruktion darstellt, kann auch hier klinisch-sozialarbeiterische Arbeit ansetzen. Dabei soll nicht die historische „Wahrheit“ im Vordergrund stehen, sondern die subjektiv erzählte und wahrgenommene. Es ist die Frage zu stellen, wie die jungen Menschen ihre eigenen Biographien konstruieren (Petzold 2012, S. 423/426/434). Während Keupp biographische Kernnarrationen als mehr oder weniger festen Bestandteil der Metaebene der Identität zuordnet, kann mit der Alltäglichen Identitätsarbeit praxisnäher interagiert werden. Die Alltägliche Identitätsarbeit sieht das „*Identitätsgefühl*“

⁶⁵ Unter „transversal“ versteht Petzold permanente Übergänge, die ein offenes und prozesshaftes Denken und Handeln erfordern und durch die Vereinigung verschiedener Theorien und Methoden entstehen. Dadurch können Handlungsspielräume erweitert werden (Petzold 2012, S. 441).

⁶⁶ Absicht ist es in diesem Kontext nicht, die Theorie Petzolds in ihrer Fülle darzustellen. Er nähert sich seiner Theorie auf einer multiperspektivischen und transdisziplinären Weise an, die hier nicht näher ausgeführt werden kann. Auch ist sie explizit nicht als Handlungsanleitung zu verstehen, sondern als ein möglicher Zugang zur praktischen Anwendung. Die von ihm vertretene Identitätstheorie wurde bei der Recherche berücksichtigt und analysiert. Sie widerspricht in keiner Weise der in dieser MA-Thesis vertretenen Identitätstheorie, auch wenn die erarbeiteten Zugänge nicht in allen Punkten deckungsgleich sind.

ebenfalls auf der Metaebene, verortet es aber im übergreifenden Steuerungsprozess der Identitätsarbeit, sodass durch den alltäglichen Bezug etwas mehr Flexibilität und Handlungsspielraum entsteht. Dabei können die Jugendlichen in ihrem Gefühl der *Lebenskohärenz* und der *Anerkennungskulturen* (als Bewältigungsressource) gestärkt werden, indem mit ihnen eine für sie stimmige biographische Erzählung erarbeitet wird und diese als etwas wertvoll zu Bewertendes rückgemeldet wird. Dies geht wiederum fließend in Selbstbewertungsprozesse von alltäglichen Deutungen und Handlungen und der damit verbundenen Identitätsarbeit über. Gleichzeitig kann aber diese Ressourcenarbeit auch dem retrospektiven Reflexionsprozess, insbesondere dem der *situationalen Selbstthematisierungen* zugeordnet werden. Aber auch in praktischen Angelegenheiten, wie beispielsweise in Fragen zum Asylrecht kann – zumindest teilweise – das Gefühl von *Lebenskohärenz* vermittelt werden, indem Rechtsgrundlagen konkret erklärt werden und Begleitung im Asylprozess angeboten wird, um so das Gefühl der Unbeeinflussbarkeit und Willkürlichkeit des Lebens zu verringern. Auch andere alltagspraktische Komponenten können die Jugendlichen bei der Identitätsarbeit im prospektiven Reflexionsprozess unterstützen. So können beispielsweise durch Übernahme von Vereinsmitgliedschaftsbeiträgen durch die wirtschaftliche Jugendhilfe und der damit einhergehenden Möglichkeit der Teilnahme an Gruppen- und Sportaktivitäten, *soziale Ressourcen* aktiviert und gestärkt werden. Und auch der Aspekt der *materiellen Ressourcen* fällt zumindest in diesem Punkt weniger ins Gewicht.

Dennoch sollte nicht davon ausgegangen werden, dass sich die einzelnen Identitätskonstruktionsprozesse immer klar abgrenzen lassen. Im Gegenteil: Zwischen-, Übergangsräume und Uneindeutigkeiten können von den Jugendlichen sogar als Chance genutzt werden. Die damit verbundenen Brüche, Passungsschwierigkeiten und Unstimmigkeiten gilt es sowohl auf Seiten der SozialarbeiterInnen als auch der Jugendlichen auszuhalten. Dabei sollte immer wieder selbstkritisch die Frage gestellt werden, ob etwaige Problematiken wirklich die der einzelnen jungen Menschen sind, oder ob sie nicht vielmehr durch die eigenen Deutungsmuster und Interpretationen zustande kommen beziehungsweise nur gesellschaftliche Bedingtheit spiegeln. Denn:

„Reflexives Diversitätsbewusstsein stellt Akteure der Sozialen Arbeit vor die Herausforderung, sich und die eigene Positionierung und Profession immer wieder selbst aufs Neue in Frage zu stellen. Weniger das (vermeintliche) Wissen über die umF als vielmehr ein bewusster Umgang mit sich selbst ermöglicht es, den jungen Menschen offen und so vorurteilsfrei als möglich entgegen zu treten“ (Jagusch 2018, S. 284f).

Folglich sollte gerade bei der Arbeit mit Geflüchteten im Identitätskontext wenig seitens der Professionellen interpretiert werden, um so nicht verkürzenden Rückschlüssen zu erliegen und die jungen Geflüchteten noch weiter zu entmündigen.⁶⁷

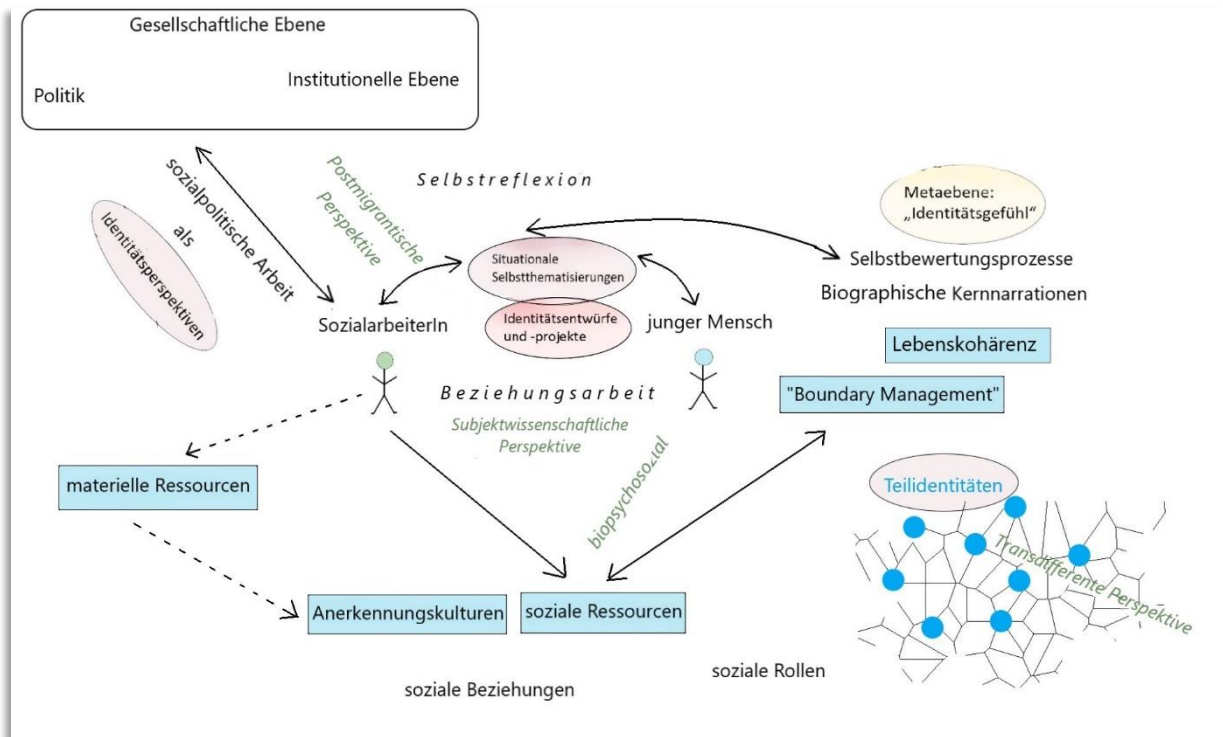


Abbildung 5: Zusammenhänge und Wirkmöglichkeiten klinisch-sozialarbeiterischen Wissens und Handels in Bezug auf Identitätsarbeit (Eigene Darstellung)

Abbildung 5 visualisiert die erarbeiteten komplexen Zusammenhänge sowie deren Wechselwirkungen und fasst damit handlungstheoretische Anknüpfungspunkte für Identitätsarbeit mit (geflüchteten) jungen Menschen für die Praxis zusammen. Dabei ist der prozessuale Charakter der Handlungsspielräume und Interaktionsmöglichkeiten der Übersichtlichkeit halber vereinfacht dargestellt. Das Modell versteht sich als für dieses Umfeld übergreifendes eklektisches⁶⁸, das sich Elementen der Alltäglichen Identitätsarbeit, des Identitätskonstruktionsprozesses nach Keupp und der von ihm benannten Ressourcenarbeit bedient.

⁶⁷ Für weitere Ausführungen bezüglich professioneller Selbstreflexion vgl. Handlungsleitlinien in Jagusch 2018, S. 282-284 und theoretische Ausführungen in Myrenne 2016, S. 28-31/39-42.

⁶⁸ Für die Relevanz und Notwendigkeit einer eklektischen und integrativen Vorgehensweise in biopsychosozialen Fragen vgl. beispielsweise: Lazarus 1995 und Richter 2011.

7. Fazit und Ausblick

„Das Außenseiter-Selbst steht niemals einfach draußen. [...] Was wir als ‚außen‘ bezeichnen ist eine Position innerhalb eines größeren politischen und historischen Zusammenhangs“ (Abu-Lughod 1996, S. 19).

Diese Aussage trifft Lila Abu-Lughod in ihrem Text „gegen Kultur schreiben“ und regt damit an, sich gegen das Festschreiben von kulturellen Kategorisierungen zu positionieren und kritisch zu reflektieren, wer aus welchem Blickwinkel heraus Aussagen über Andersartigkeit macht. Auch „außen“ ist relativ; denn es ist zugleich das „Innen“ eines größeren Raumes.

Dieser Leitgedanke ist ein zentraler Bestandteil dieser MA-Thesis: „Die Welt ist nicht, die Welt geschieht“. Auch ist die Welt nicht „eindeutig“ und es wäre verkürzt, präzise und unumstößliche Aussagen bezüglich kultureller Zugehörigkeiten und Zuschreibungen zu treffen. Auch deshalb wurden hier keine eindeutigen Handlungsanweisungen für Identitätsarbeit mit Geflüchteten gegeben, sondern Perspektiven aufgezeigt, wie ein differenzierter und subjektorientierter Umgang mit geflüchteten jungen Menschen möglich werden kann.

Neben der individuellen Arbeit mit den einzelnen Jugendlichen, bedeutet ein kritischer Umgang mit Identitätsarbeit auch, in gesellschaftlichen wie globalen Strukturen verankertes Unsichtbares sichtbar zu machen und auf Missstände, die sich aus den neuen „Einsichten“ ergeben, hinzuweisen. Wenn sich die Klinische Sozialarbeit glaubwürdig als Menschenrechtsprofession mit multiperspektivischen Standpunkten verstehen möchte, sollte sie sich kritisch-reflexiv positionieren und agieren.⁶⁹ Umgesetzt werden kann der damit verbundene Veränderungswille auf innerstaatlicher Ebene in Mikrostrukturen – also innerhalb der klinischen oder sozialpädagogischen Einrichtungen; aber auch auf kommunaler Ebene – trägerintern, in der Kommunalpolitik und durch Kommunikation mit Ämtern und Kostenträgern – wie beispielsweise auch durch Informations- und Aufklärungsarbeit, welche wiederum die bundes- und landesweite Ebene beeinflussen können. Damit hat die Profession einen gesellschafts- und bildungspolitischen Auftrag inne und kann aktiv zu Entstigmatisierung Geflüchteter und im psychiatrischen System eingebundener Menschen beitragen.

⁶⁹ Für eine weitere, vertiefte Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld von Flucht, Asyl-/Migrationsrecht und Menschenrechten vgl. die 2018 herausgegebene Leseliste der DGSA-Fachgruppe Flucht, Migration, Antisemitismus- und Rassismuskritik, abrufbar unter https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Fachgruppen/Migration_und_Rassismuskritik/Migraas_Leseliste_Spannungsfeld_April_2018_.pdf (Stand: 27.09.2019).

Auch können dadurch Möglichkeiten geschaffen werden, geflüchtete junge Menschen zu erreichen, die durch das Hilfesystem nicht unmittelbar erfasst werden.⁷⁰ Da die individuelle Identitätskonstruktion auf allen Ebenen beeinflusst wird – auch durch gesellschaftliche Strukturen – bietet die sozialpolitische Arbeit einen nicht zu unterschätzenden Ansatzpunkt der Identitätsarbeit bei, von und mit Geflüchteten für die Klinische Sozialarbeit.

Weiterhin ist eine selbstreflexive Haltung Grundvoraussetzung für den Diskurs der Identitätsarbeit von, bei und mit geflüchteten jungen Menschen; auch in der theoretischen Auseinandersetzung dieser Arbeit. So ist die

„Haltung einer radikalen Reflexivität [...] gerade daran zu erkennen, ob sie die Frage nach dem ‚Wofür‘ der Erkenntnis aufwirft“ (Kessl/Maurer 2012, S. 51).

Dementsprechend stellt sich die Frage, warum bisher Identitätsarbeit in der Klinischen Sozialarbeit nicht thematisiert wurde und keinen Anwendungsbezug in der klinisch-sozialarbeiterischen Praxis gefunden hat, obwohl die Thematik so zentral erscheint. Die Schlussfolgerungen, die sich aus dieser Arbeit ergeben, legen nahe, dass Identitätsarbeit von den Fachkräften bereits vielerorts geleistet wird, allerdings nicht bewusst. Insofern legitimiert sich diese MA-Thesis, da sie einen Beitrag leistet, bereits stattfindende sozialarbeiterische Handlungen durch neue Erkenntnisse weiter zu professionalisieren und eine reflexive Haltung als grundlegenden Bestandteil der Identitätsarbeit von SozialarbeiterInnen selbst zu initiieren und zu bekräftigen. Trotzdem läuft gerade der Begriff der Identität in all seiner Vagheit und gleichzeitigen holistischen Perspektive Gefahr, zu einer Rechtfertigung beliebiger pädagogischer Handlungen zu werden. Auch wenn in den alltagspraktischen Handlungen der Klinischen Sozialarbeit beispielsweise das Modell der Alltäglichen Identitätsarbeit als Analyseinstrument identitätskonstruierender Momente betrachtet werden kann, was oftmals schon auf Grund der spontanen Beschaffenheit sozialer Situationen gar nicht möglich ist, sondern meist erst fallweise rekonstruktiv erfolgen kann, sollte das Konstrukt der Identität nicht überwertet werden. Denn Identitätskonstruktion bleibt etwas situatives und subjektbezogenes. Auch deshalb stellt die subjektwissenschaftliche Perspektive ein zentrales Moment im reflexiven und interaktiven Prozess dar. Sie kann dem Konstrukt der Identität der einzelnen Subjekte auf Augenhöhe begegnen. Gleichzeitig kann die Subjektwissenschaft dabei helfen – da sie sich als Handlungswissenschaft versteht, die eine Haltung und Forschungsperspektive gleichermaßen darstellt und da sie selbst

⁷⁰ Dies betrifft insbesondere junge Menschen, die über 21 Jahre alt sind und damit schnell aus dem Raster des Kinder- und Jugendhilfesystems fallen.

rekursiv angelegt ist – eben jenes Konstrukt zu dekonstruieren und in Frage zu stellen und damit gleichzeitig neue Konstrukte zu synthetisieren.

Auch eine postmigrantische Perspektive stößt in der alltagspraktischen Realität an ihre Grenzen. Die Loslösung von der Kategorisierung Migrierte und Nicht-Migrierte erweist sich oftmals auf Grund struktureller Gegebenheiten als schwer umsetzbar. So leben beispielsweise viele geflüchtete Jugendliche in Einrichtungen der Jugendhilfe, die ausschließlich unbegleitete Geflüchtete aufnehmen. Dies bietet pragmatische Vorteile wie beispielsweise die übersichtlichere Handhabung rechtlicher Grundlagen und Spezialisierungsmöglichkeiten und daraus folgender individuellerer Betreuungsmöglichkeiten durch die Fachkräfte. Gleichzeitig wird aber durch Benennung der spezifischen Fachbereiche, die Konstruktion Migration aufrechterhalten. Hier wirkt sich einmal mehr das Dilemma von Benennung und Nicht-Benennung heterogener Aspekte auf Grund (teils berechtigter) strukturellen Gegebenheiten handlungser schwerend aus.

Eine selbstreflexive Grundhaltung gilt es aber nicht nur für die Praxis der Klinischen Sozialarbeit anzustreben, sondern auch für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema. In dieser Arbeit konnte eine dialogische Auseinandersetzung mit den Geflüchteten nicht berücksichtigt werden. Auch prägt die wissenschaftliche Auseinandersetzung in dieser MA-Thesis die Klinische Sozialarbeit mit und somit werden bestimmte wissenschaftliche Realitäten und Perspektiven in Fachdiskursen gefestigt oder gelockert. Deshalb erscheint es umso wichtiger, das behandelte Thema in eine zukünftige Forschungsarbeit zu integrieren, damit erarbeitete Perspektiven diskursiv betrachtet, eingeordnet oder dekonstruiert werden können und sich durch eine induktive, forschungspraktische Auseinandersetzung gegebenenfalls neue Perspektiven auf Identitätsarbeit ergeben. Im Zuge dessen wäre es wünschenswert, klinisch-sozialarbeiterische Identitätsforschung bezüglich der Methoden zu erweitern. Wie bereits vorgeschlagen, könnte dazu ein neues Forschungsinstrument entwickelt werden, das möglichst vielfältig alle erarbeiteten Perspektiven miteinbezieht und transdisziplinär arbeitet. In diesem Forschungsprozess wäre es dementsprechend auch von zentraler Bedeutung, die eigene Position im Forschungsfeld kritisch zu reflektieren und darüber hinaus Wissenschaft selbst zum Gegenstand einer subjektwissenschaftlichen Perspektive zu machen.

Auch gilt es, Defizite im Forschungsbereich der jungen volljährigen Geflüchteten mehr in den Fokus zu rücken und zur Frage aktueller Forschungsdiskurse und damit auch der Klinischen Sozialarbeit zu machen – auch um die Bedarfe dieser AdressatInnen zu klären. Denn dadurch kann dem vorgebeugt werden, dass sie nicht (mehr) aus dem Raster der die Jugendphase betreffenden Praxis der Klinischen Sozialarbeit fallen. Dies ist von besonderer Bedeutung, da die

Lebenslagen, Entwicklungsaufgaben und Hilfebedarfe gerade in dieser Altersphase sehr different sind. Konkret bedeutet dies, dass die kritische Klinisch-sozialarbeiterische Forschung ihren Fokus auch verstärkt auf erwachsenenpsychiatrische Einrichtungen, die Gemeinschaftsunterkünfte und sogenannten „Ankerzentren“ richten sollte.

Des Weiteren ergeben sich in der theoretischen wie forschungspraktischen Auseinandersetzung einige Anknüpfungspunkte für die Identitätsarbeit von, bei und mit geflüchteten jungen Menschen, die in dieser MA-Thesis leider keine Berücksichtigung mehr finden konnten. So könnte die Rolle der Familie bezüglich der Identitätsarbeit untersucht werden, der – wie bereits aus eigenen ersten Erkenntnissen durch eine Einzelfallanalyse, die im Rahmen einer Seminararbeit erhoben wurde, hervorgeht – sowohl bei begleiteten als auch unbegleiteten jungen Geflüchteten im Identitätskonstruktionsprozess ein hoher Stellenwert beizumessen ist. Ebenso zeigt sich ein Forschungspotenzial bei der Relevanz anderer sozialer Ressourcen, wie sie beispielsweise durch Peer Groups gegeben sind. Auch die Bedeutung von Prozessen auf der Mesoebene bezüglich der Identitätskonstruktion, wäre ein vielversprechender und aussichtsreicher Ansatzpunkt.

Diese MA-Thesis wollte einen Beitrag leisten, eurozentrisch geprägte Perspektiven auf Identität und Identitätsarbeit zu dekonstruieren und dadurch den Handlungsspielraum für die Klinische Sozialarbeit zu erweitern. Es bleibt zu hoffen, dass sich auch in Zukunft die Auseinandersetzung mit identitäts- und fluchtspezifischen Fragen in fachlichen wie gesellschaftlichen Diskursen differenzierter, als bisher geschehen, erfolgt.

Literaturverzeichnis

- Abu-Lughod, Lila (1996): Gegen Kultur Schreiben. In: Lenz, Ilse / Germer, Andrea / Hasen-jürgen, Brigitte (Hrsg.). Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Per-spektive, Wiesbaden, S. 14–46.
- Adorno, Theodor / Horkheimer, Max (2010): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Frag-mente, Frankfurt am Main.
- Altnöder, Sonja / Lütke, Martin / Vejmělka, Marcel (2011): Anders: Identitäten. Identitäts- und Alteritätsdiskurse in den Kulturwissenschaften. In: Altnöder, Sonja / Lütke, Martin / Vejmělka, Marcel (Hrsg.). Identität in den Kulturwissenschaften. Perspektiven und Fall-studien zu Identitäts- und Alteritätsdiskursen, Trier, S. 1–20.
- Andreatta, Pia (2018): Traumatisierung von Kindern durch Krieg und Flucht sowie ein kriti-scher Blick auf den klinischen Traumadiskurs, in: Psychologie & Gesellschaftskritik 42, S. 75–95.
- Antonovsky, Aaron (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit, Tübingen.
- Arbeitsgemeinschaft für Kinder und Jugendhilfe (AGJ) (2017): Forschungsbedarfe mit Blick auf Geflüchtete im Kontext der Kinder- und Jugendhilfe. Diskussionspapier der Arbeits-gemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe – AGJ, Berlin.
- Atabay, İlhami (2012): Zwischen Islamismus und Patchwork. Identitätsentwicklung bei türkei-stämmigen Kindern und Jugendlichen dritter und vierter Generation, Freiburg, Br.
- Aufenthaltsgesetz (AufenthG) (2004): Gesetz über den Aufenthalt, die Erwerbstätigkeit und die Integration von Ausländern im Bundesgebiet.
- Baros, Wassilios (2010): Rezension: Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen natur-wissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik, in: conflict & communication online 9.
- Baßler, Bianca (2016): Differenzen (be)schreiben? Vom Umgang mit Differenzen in sozialpä-dagogischer Praxis und ethnographischer Forschung. In: Graff, Ulrike / Kolodzig, Katja / Johann, Nikolas (Hrsg.). Ethnographie - Pädagogik - Geschlecht. Projekte und Per-spektiven aus der Kindheits- und Jugendforschung, Wiesbaden, S. 77–95.
- Bauman, Zygmunt (2016): Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panik-mache, Berlin.
- Benkel, Thorsten (2007): Das Andere der Differenz. Zur Relativität von Gegensatzkonstruktio-nen am Beispiel des Diskursnetzes Wahnsinn/Vernunft, in: Psychologie & Gesell-schaftskritik 31, S. 157–183.
- Bergem, Wolfgang (2016): Die Flüchtlingskrise als Identitätskrise. Multiple Identitäten als Voraussetzung und Merkmal erfolgreicher Integration von Migrantinnen und Migran-ten, in: DIAGONAL. Zeitschrift der Universität Siegen 37, S. 351–360.
- Blank, Beate / Gögercin, Süleyman / Sauer, Karin E. / Schramkowski, Barbara (Hrsg.) (2018): Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Hand-lungsfelder, Wiesbaden.

- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.). Soziale Ungleichheiten, Göttingen, S. 183–198.
- Bourdieu, Pierre (1993): Soziologische Fragen, Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (2012): Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt am Main.
- Breinig, Helmbrecht / Lösch, Klaus (2010): Forschungsfelder der Transdifferenz. Identität, Leiblichkeit und Repräsentation. In: Alvarado Leyton, Cristian (Hrsg.). Identität und Unterschied. Zur Theorie von Kultur, Differenz und Transdifferenz, Bielefeld, S. 37–58.
- Bröse, Johanna / Faas, Stefan / Stauber, Barbara (Hrsg.) (2018): Flucht. Herausforderungen für Soziale Arbeit, Wiesbaden.
- Bundesfachverband für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (BumF) (2015): Kritik an der Bezeichnung "unbegleitete minderjährige Ausländer_in", Berlin. https://b-umf.de/src/wp-content/uploads/2018/01/Kritik_Begriff_umA-1.pdf, Stand: 30.08.2019.
- Bundesfachverband für unbegleitete minderjährige Flüchtlinge (BumF) (2019): Anteil unbegleiteter geflüchteter Mädchen gestiegen. Inobhutnahmezahlen für 2018 veröffentlicht. <https://b-umf.de/p/inobhut2018/>, Stand: 03.09.2019.
- Bürgerliches Gesetzbuch (BGB) (2002).
- Butollo, Willi / Hagl, Maria / Krüsmann, Marion (2003): Kreativität und Destruktion posttraumatischer Bewältigung. Forschungsergebnisse und Thesen zum Leben nach dem Trauma, Stuttgart.
- Calliess, Iris Tatjana / Behrens, Katharina (2011): Kultursensible Diagnostik und migrationspezifische Anamnese. In: Machleidt, Wielant / Heinz, Andreas (Hrsg.). Praxis der interkulturellen Psychiatrie und Psychotherapie. Migration und psychische Gesundheit, München, S. 191–198.
- Castro Varela, María do Mar (2018): „Das Leiden der Anderen betrachten“. Flucht, Solidarität und Postkoloniale Soziale Arbeit. In: Bröse, Johanna / Faas, Stefan / Stauber, Barbara (Hrsg.). Flucht. Herausforderungen für Soziale Arbeit, Wiesbaden, S. 3–20.
- Clark, Zoe / Otto, Hans-Uwe / Ritter, Bettina (2012): Junge Menschen als AdressatInnen sozialer Arbeit. Eine Auseinandersetzung mit Jugendkonzepten. In: Knapp, Gerald / Laueremann, Karin (Hrsg.). Jugend, Gesellschaft und soziale Arbeit. Lebenslagen und soziale Ungleichheit von Jugendlichen in Österreich, Celovec, Ljubljana, Dunaj, S. 177–197.
- Colijn, Sjoerd (2010): Jugendliche Migrantinnen und Migranten in der psychiatrischen Versorgung. In: Hegemann, Thomas / Salman, Ramazan (Hrsg.). Handbuch Transkulturelle Psychiatrie, Bonn, S. 273–287.
- Conrad, Sebastian / Randeria, Shalini (2013): Einleitung. Geteilte Geschichten - Europa in einer postkolonialen Welt. In: Conrad, Sebastian / Randeria, Shalini / Römhild, Regina (Hrsg.). Jenseits des Eurozentrismus. postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt am Main, S. 32–70.

- Dannenbeck, Clemens / Eßer, Felicitas / Lösch, Hans (1999): Herkunft (er)zählt. Befunde über Zugehörigkeit Jugendlicher, Münster, New York, München, Berlin.
- Denner, Silvia (2008a): Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit mit psychisch kranken und seelisch behinderten Kindern und Jugendlichen. Ein Überblick. In: Denner, Silvia (Hrsg.). Soziale Arbeit mit psychisch kranken Kindern und Jugendlichen, Stuttgart, S. 57–68.
- Denner, Silvia (2008b): Darstellung der zentralen Begrifflichkeiten In: dies. (Hrsg.). Soziale Arbeit mit psychisch kranken Kindern und Jugendlichen, Stuttgart, S. 13–22.
- Diebäcker, Marc / Reutlinger, Christian (2018): Einrichtungen Sozialer Arbeit als institutionelle Räume denken. In: Diebäcker, Marc / Reutlinger, Christian (Hrsg.). Soziale Arbeit und institutionelle Räume. Explorative Zugänge, Wiesbaden, S. 21–43.
- Eichler, Kirsten (2018): Die Ausbildungsduldung nach § 60a Abs. 2 S. 4 ff. AufenthG. Praxistipps und Hintergründe, Berlin. https://www.der-paritaetische.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/doc/2018-08_ausbildungsduldung-2018_web.pdf, Stand: 17.09.2019.
- Eickelpasch, Rolf / Rademacher, Claudia (2013): Identität, Bielefeld.
- Eppenstein, Thomas / Ghaderi, Cinur (2017): Perspektiven auf Flüchtlinge und Fluchtdynamiken. Eine Einführung. In: Ghaderi, Cinur / Eppenstein, Thomas (Hrsg.). Flüchtlinge. Multiperspektivische Zugänge, Wiesbaden, S. 1–28.
- Eribon, Didier (2017): Der Psychoanalyse entkommen, Wien, Berlin.
- Felder, Bernadette (2019): Soziale Gerechtigkeit und das Gesundheitssystem. Zur Versorgungssituation geflüchteter Kinder und Jugendlicher, Landshut.
- Ferchhoff, Wilfried (2011): Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile, Wiesbaden.
- Fernando, Suman (2010): Rassismus als institutioneller Prozess. In: Hegemann, Thomas / Salman, Ramazan (Hrsg.). Handbuch Transkulturelle Psychiatrie, Bonn, S. 69–78.
- Fischer, Jörg / Graßhoff, Gunther (Hrsg.) (2016): Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. "In erster Linie Kinder und Jugendliche!", Weinheim, Basel.
- Foucault, Michel (1993): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft, Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (2005a): Analytik der Macht, Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (2005b): Die Macht der Psychiatrie. Vorlesung am Collège de France; 1973 - 1974, Frankfurt am Main.
- Franke, Alexa (2010): Modelle von Gesundheit und Krankheit, Bern.
- Freise, Josef (2005): Aspekte der Identitätsentwicklung zugewanderter Jugendlicher. Allgemeine Spannungsfelder, das Problem der Diskriminierung und Konsequenzen für die Jugendhilfe. In: Feld, Katja / Freise, Josef / Müller, Annette (Hrsg.). Mehrkulturelle Identität im Jugendalter. Die Bedeutung des Migrationshintergrundes in der Sozialen Arbeit, Münster, S. 11–31.

- Gahleitner, Silke Birgitta / Mühlum, Albert (2010): Klinische Sozialarbeit. In: Bock, Karin / Miethe, Ingrid (Hrsg.). Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit, Opladen, S. 490–499.
- Gahleitner, Silke Birgitta / Rademaker, Anna Lena / Hahn, Gernot (2015): Forschung in der Klinischen Sozialarbeit, in: Klinische Sozialarbeit. Zeitschrift für psychosoziale Praxis und Forschung 11, S. 9–11.
- Gaupp, Nora (2017): Diversitätsorientierte Jugendforschung. Überlegungen zu einer Forschungsagenda, in: Soziale Passagen 9, S. 423–439.
- Geisen, Thomas (2008): Kultur und Identität. Zum Problem der Thematisierung von Gleichheit und Differenz in modernen Gesellschaften. In: Kalscheuer, Britta / Allolio-Näcke, Lars (Hrsg.). Kulturelle Differenzen begreifen. Das Konzept der Transdifferenz aus interdisziplinärer Sicht, Frankfurt am Main, S. 167–188.
- Ghaderi, Cinur (2017): Postmigrantische Gesellschaft. Identität und Kultur im Wandel. In: Graef-Calliess, Iris Tatjana / Schouler-Ocak, Meryam (Hrsg.). Migration und Transkulturalität. Neue Aufgaben in Psychiatrie und Psychotherapie, Stuttgart, Germany.
- Gögercin, Süleyman (2018): Soziale Arbeit mit geflüchteten Menschen. Spannungsfelder und Herausforderungen. In: Blank, Beate / Gögercin, Süleyman / Sauer, Karin E. / Schramkowski, Barbara (Hrsg.). Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder, Wiesbaden.
- Götte, Petra (2018): Migration und Familie. Eine Problemskizze. In: Baader, Meike Sophia / Götte, Petra / Gippert, Wolfgang (Hrsg.). Migration und Familie. Historische und aktuelle Analysen, Wiesbaden, S. 1–16.
- Grafe, Stephanie (2013): Identitäten im Übergang. Perspektiven und Bewältigungsformen jugendlicher Flüchtlinge in der Einwanderungsgesellschaft Deutschland, Münster.
- Gravelmann, Reinhold (2016): Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in der Kinder- und Jugendhilfe. Orientierung für die praktische Arbeit, München, Basel.
- Ha, Kien Nghi (2009): Deutsche Integrationspolitik als koloniale Praxis. In: Dietze, Gabriele / Brunner, Claudia / Wenzel, Edith (Hrsg.). Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht, Bielefeld.
- Hahn, Eric / Ta, Thi Minh Tam / Nguyen, Main Huong / Graef-Calliess, Iris Tatjana (2017): Möglichkeiten und Bedingungen von Akkulturation in der Zivilgesellschaft. In: Graef-Calliess, Iris Tatjana / Schouler-Ocak, Meryam (Hrsg.). Migration und Transkulturalität. Neue Aufgaben in Psychiatrie und Psychotherapie, Stuttgart, Germany, S. 30–50.
- Heesch, Simone (2001): Konsequenzen eines subjekttheoretischen Ansatzes für die Soziale Arbeit in der Psychiatrie, Hannover.
- Hehnke, Ellen (2010): Schwere Last auf kleinen Schultern. Aufgaben und Grenzen Sozialer Arbeit mit minderjährigen traumatisierten Flüchtlingen aus Kriegsgebieten, Marburg.

- Höfer, Renate (2000): Jugend, Gesundheit und Identität. Studien zum Kohärenzgefühl, Wiesbaden.
- Holzer, Daniela (2015): Nur durch dialektisches Denken und Selbstkritik zu haben. Kritische Bildung jenseits eines absoluten Subjekts und diesseits seiner totalen Auflösung. In: Christof, Eveline (Hrsg.). Bildung und Macht. Eine kritische Bestandsaufnahme, Wien, S. 61–79.
- Holzkamp, Klaus (2015): Kritische Psychologie als Subjektwissenschaft. Marxistische Begründung der Kritischen Psychologie, Hamburg.
- Hummrich, Merle / Meier, Michael (2016): Den Umgang mit Differenzen lehren. Über die Grenzen der Reflexion pädagogischer Praxis. In: Doğmuş, Aysun / Karakaşoğlu, Yasemin / Mecheril, Paul (Hrsg.). Pädagogisches Können in der Migrationsgesellschaft, Wiesbaden, S. 201–220.
- Hurrelmann, Klaus (2012): Kindheit, Jugend und Gesellschaft. Identität in Zeiten des schnellen sozialen Umbruchs - soziologische Perspektiven. In: Petzold, Hilarion (Hrsg.). Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie - interdisziplinäre Perspektiven, Wiesbaden.
- Hurrelmann, Klaus / Quenzel, Gudrun (2016): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung, Weinheim, Basel.
- Jagusch, Birgit (2018): Reflexive diversitätsbewusste Pädagogik. In: Brinks, Sabrina / Dittmann, Eva / Müller, Heinz (Hrsg.). Handbuch unbegleitete minderjährige Flüchtlinge, Regensburg, S. 276–286.
- Kaindl, Christina (2014): Kritische Psychologie als Subjektwissenschaft. Unikate Vorlesung an der Universität Hamburg vom 1.2.2011. In: Meyerhof, Erik (Hrsg.). Menschenbilder in der Psychologie. Erfahrungen und Inhalte eines selbstorganisierten Seminars, Hamburg, S. 105–126.
- Kälber, Rebecca (2019): Die Bundesrepublik hat jetzt das härteste Asylrecht ihrer Geschichte. https://krautreporter.de/3050-die-bundesrepublik-hat-jetzt-das-harteste-asylrecht-ihrer-geschichte?fbclid=IwAR0qcXsaU9lvV0jhVcpbHgetCqmeNobEZxJmqk11016IHUo6IsDHP_XAzQ8, Stand: 10.09.2019.
- Kalinowski, Peter (2007): Die Grenzen des Mimetischen. Kritische Betrachtungen zu Pierre Bourdieus Habitus-Kozept, Freiburg, Br.
- Kampelmann, Stephan (2005): Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Ihre Lebenssituation und Aufgaben in der Jugendhilfe. In: Feld, Katja / Freise, Josef / Müller, Annette (Hrsg.). Mehrkulturelle Identität im Jugendalter. Die Bedeutung des Migrationshintergrundes in der Sozialen Arbeit, Münster, S. 201–232.
- Kempf, Wilhelm (2008): Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen naturwissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik, Berlin.
- Kessl, Fabian / Maurer, Susanne (2012): Radikale Reflexivität als zentrale Dimension eines kritischen Wissenschaftsverständnisses Sozialer Arbeit. In: Schimpf, Elke / Stehr, Johannes (Hrsg.). Kritisches Forschen in der Sozialen Arbeit. Gegenstandsbereiche - Kontextbedingungen - Positionierungen - Perspektiven, Wiesbaden, S. 43–55.

- Keupp, Heiner (2005b): Die ambivalente gesellschaftliche Funktion von Psychotherapie, in: Psychotherapie im Dialog 6, S. 141–144.
- Keupp, Heiner (2004): Individuelle Auswirkungen der Globalisierung, Tutzing. <http://www.ipp-muenchen.de/texte/globalisierung.pdf>, Stand: 16.09.2019
- Keupp, Heiner (2005a): Patchworkidentität. Riskante Chancen bei prekären Ressourcen, Dortmund. http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_dortmund.pdf, Stand: 10.09.2019
- Keupp, Heiner (2005b): Psychosoziales Arbeiten in einer Gesellschaft im Umbruch. Welche Prioritäten wollen wir setzen?, in: Psychoneuro 31, S. 35–41.
- Keupp, Heiner (2007): Von der (Un-)Möglichkeit erwachsen zu werden. Identitätsarbeit in der pluralistischen Gesellschaft, Zürich. http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_zuerich_07.pdf, Stand: 29.09.2019
- Keupp, Heiner (2008): Identitätspolitik zwischen kosmopolitischer Euphorie und fremdenfeindlicher Ausgrenzung. In: Kalscheuer, Britta / Allolio-Näcke, Lars (Hrsg.). Kulturelle Differenzen begreifen. Das Konzept der Transdifferenz aus interdisziplinärer Sicht, Frankfurt am Main, S. 147–166.
- Keupp, Heiner (2010a): Vom Ringen um Identität in der spätmodernen Gesellschaft, Lindau.
- Keupp, Heiner (2010b): Wie zukunftstauglich ist die Sozialpsychiatrie im globalen Netzwerk-kapitalismus?, Frankfurt a. Main.
- Keupp, Heiner (2012): Capability. Verwirklichungschancen für eine positive Jugendentwicklung, Freiburg, Br.
- Keupp, Heiner (2016): Reflexive Sozialpsychologie, Wiesbaden.
- Keupp, Heiner / Ahbe, Thomas / Gmür, Wolfgang / Höfer, Renate / Mitzscherlich / Kraus, Wolfgang / Straus, Florian (2008): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Hamburg.
- Kewes, Andreas (2018): Auf der Suche nach festem Grund. Sammelrezension zur Debatte über Soziale Arbeit und Fluchtmigration, in: Z'Flucht. Zeitschrift für Flucht- und Flüchtlingsforschung 2, S. 175–185.
- Kilian, Juri (2019): Lebenssituationen von jungen Geflüchteten in Deutschland im Kontext der Jugendhilfe. In: Wartenpfehl, Birgit (Hrsg.). Soziale Arbeit und Migration. Konzepte und Lösungen im Vergleich, Wiesbaden, S. 183–194.
- Kizilhan, Jan Ilhan (2018): Migration, psychische Erkrankungen und Soziale Arbeit. Transkulturelle Zugänge. In: Blank, Beate / Gögercin, Süleyman / Sauer, Karin E. / Schramkowski, Barbara (Hrsg.). Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder, Wiesbaden, S. 645–656.
- Kleefeldt, Esther / Dienemann, Anika (2017): Unbegleitete Kinder und Jugendliche. In: Borcsa, Maria / Nikendei, Christoph (Hrsg.). Psychotherapie nach Flucht und Vertreibung. Eine praxisorientierte und interprofessionelle Perspektive auf die Hilfe für Flüchtlinge, Stuttgart, New York, S. 131–150.

- Kleist, J. Olaf (2018): Flucht- und Flüchtlingsforschung in Deutschland. Akteure, Themen und Strukturen, Osnabrück. https://flucht-forschung-transfer.de/wp-content/uploads/2018/02/State-of-Research-01-J-Olaf-Kleist-web.pdf?fbclid=IwAR0Uvh0I9XMokuOvU6JBAtIcKYJdnxCUdTWqTV44y7RDwF2ZzRQ_a28Qng8, Stand: 18.09.2019.
- Koch, Eckhardt (2013): Asyl und Psychiatrie. Ein therapeutisches Dilemma. In: Heise, Thomas / Ehret, Rebekka / Küchenhoff, Joachim / Özkan, Ibrahim / Golsabahi-Broclawski, Solmaz (Hrsg.). Die Herstellung von Differenz. Zum Umgang mit Fremdheit in der transkulturellen Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik ; 6. - 8. September 2012, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Psychiatrie Baselland Liestal sowie Tagung in Hamm 2012, Berlin, S. 117–131.
- Lazarus, Arnold A. (1995): Praxis der multimodalen Therapie. Systematische, umfassende und effektive Psychotherapie, Tübingen.
- Lechner, Claudia / Huber, Anna (2017): Ankommen nach der Flucht. Die Sicht begleiteter und unbegleiteter junger Geflüchteter auf ihre Lebenslagen in Deutschland, München. https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2017/25854_lechner_huber_ankommen_nach_der_flucht.pdf, Stand: 27.09.2019.
- Leiprecht, Rudolf (2018): Diversitätsbewusste Perspektiven für eine Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. In: Blank, Beate / Gögercin, Süleyman / Sauer, Karin E. / Schramkowski, Barbara (Hrsg.). Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder, Wiesbaden, S. 209–220.
- Macsenaere, Michael / Köck, Thomas / Hiller, Stephan (Hrsg.) (2018): Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in der Jugendhilfe. Erkenntnisse aus der Evaluation von Hilfeprozessen, Freiburg im Breisgau.
- Markard, Morus (1991): Methodik subjektwissenschaftlicher Forschung. Jenseits des Streits um quantitative und qualitative Verfahren, Hamburg.
- Méndez de Vigo, Nerea González (2018): Begleitete junge Geflüchtete in Aufnahmeeinrichtungen, in: Forum Erziehungshilfen 24, S. 11–15.
- Menesch, Claudia / Keller, Mirja (2016): Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe. In: Weiß, Wilma / Kessler, Tanja / Gahleitner, Silke Birgitta (Hrsg.). Handbuch Traumapädagogik, Weinheim, S. 210–219.
- Metzner, Franka / Zimmer, Isabel / Wolkwitz, Philipp / Wlodarczyk, Olga / Wichmann, Michelle / Pawils, Silke (2018): Soziale Unterstützung bei unbegleitet und begleitet geflüchteten Jugendlichen und jungen Erwachsenen nach der Ankunft in Deutschland. Ergebnisse einer Befragung in ›Willkommensklassen‹ an Hamburger Berufsschulen, in: Z'Flucht. Zeitschrift für Flucht- und Flüchtlingsforschung 2, S. 3–31.
- Müller, Bernadette (2011): Empirische Identitätsforschung. Personale, soziale und kulturelle Dimensionen der Selbstverortung, Wiesbaden.
- Myrenne, Melissa (2016): Subjektwissenschaftliche Handlungsforschung als Mittel zum selbstreflexiven Umgang mit Heterogenität, Augsburg.

- Nierobisch, Kira (2016): Identitätsbildung in der Jugendarbeit. Zwischen Gemeinschaft, Individualität und Gesellschaft, Wiesbaden.
- Nikendei, Christoph / Greinacher, Anja / Sack, Martin (2017): Traumafolgestörung und psychische Komorbidität. Konzeption und Diagnostik. In: Borcsa, Maria / Nikendei, Christoph (Hrsg.). Psychotherapie nach Flucht und Vertreibung. Eine praxisorientierte und interprofessionelle Perspektive auf die Hilfe für Flüchtlinge, Stuttgart, New York.
- Oberzaucher-Tölke, Inga (2018): Beratung und Therapie in der Migrationsgesellschaft. In: Blank, Beate / Gögercin, Süleyman / Sauer, Karin E. / Schramkowski, Barbara (Hrsg.). Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder, Wiesbaden, S. 657–666.
- Osterkamp, Ute (2001): Lebensführung als Problematik von Subjektwissenschaft, in: Forum Kritische Psychologie 43, S. 4–35.
- Pauls, Helmut (2013a): Das biopsychosoziale Modell. Herkunft und Aktualität, in: Resonanzen. E-Journal für biopsychosoziale Dialoge in Psychotherapie, Supervision und Beratung, S. 15–31.
- Pauls, Helmut (2013b): Klinische Sozialarbeit. Grundlagen und Methoden psycho-sozialer Behandlung, Weinheim.
- Pauls, Helmut / Mühlum, Albert (2005): "Klinische Kompetenzen". Eine Ortsbestimmung der Sektion Klinische Sozialarbeit. https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Sektionen/Klinische_Sozialarbeit/klinische-kompetenzen.pdf, Stand: 18.09.2019.
- Petzold, Hilarion (2012): Transversale Identität und Identitätsarbeit. Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie. In: Petzold, Hilarion (Hrsg.). Identität. Ein Kernthema moderner Psychotherapie - interdisziplinäre Perspektiven, Wiesbaden, S. 407–604.
- Polat, Elif (2010): Institutionen der Macht bei Michel Foucault. Zum Machtbegriff in Psychiatrie und Gefängnis, Marburg.
- Porsché, Yannik (2011): Kulturelle Identitäten von MigrantInnen. Möglichkeiten und Unmöglichkeiten von Grenzaufhebung. In: Altnöder, Sonja / Lüthe, Martin / Vejmelka, Marcel (Hrsg.). Identität in den Kulturwissenschaften. Perspektiven und Fallstudien zu Identitäts- und Alteritätsdiskursen, Trier, S. 53–78.
- Reckwitz, Andreas (2012): Subjekt, Bielefeld.
- Redaktion movements (2015): Introducing movements. Das Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung, in: movements. Journal für kritische Migrations- und Grenzregimeforschung 1, 1-6.
- Rehbein, Boike (2016): Die Soziologie Pierre Bourdieus, Konstanz, München.
- Rehklau, Christine (2017): Flüchtlinge als Adressat_innen Sozialer Arbeit? Sozialarbeitswissenschaftlicher Zugang. In: Ghaderi, Cinur / Eppenstein, Thomas (Hrsg.). Flüchtlinge. Multiperspektivische Zugänge, Wiesbaden, S. 305–322.

- Richter, Joseph (2011): Freie Fundamente. Wissenschaftstheoretische Grundlagen für eklektische und integrative Theorie und Praxis, Göttingen.
- Ricken, Norbert (2016): „Streit trennt, Streit verbindet“. Das Problem der Heterogenität zwischen Immunisierung und Communisierung. In: Doğmuş, Aysun / Karakaşoğlu, Yasemin / Mecheril, Paul (Hrsg.). Pädagogisches Können in der Migrationsgesellschaft, Wiesbaden, S. 43–58.
- Rodríguez, Encarnación Gutiérrez (2012): Repräsentation, Subalternität und postkoloniale Kritik. In: Steyerl, Hito / Rodríguez, Encarnación Gutiérrez (Hrsg.). Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik, Münster, S. 17–36.
- Rodríguez, Encarnación Gutiérrez (2018): The Coloniality of Migration and the “Refugee Crisis”. On the Asylum-Migration Nexus, the Transatlantic White European Settler Colonialism - Migration and Racial Capitalism, in: Refuge 34, S. 16–28.
- Rössel-Cunovic, Maria (2008): Adoleszenz und Identitätsentwicklung von Jugendlichen in Flüchtlingsfamilien. Eine Annäherung, in: Sozial Extra 11/12, S. 43–46.
- Rüegger, Cornelia (2012): Die soziale Dimension psychischer Krankheit und Gesundheit. Eine handlungstheoretische Wissensbasis der Klinischen Sozialen Arbeit in der Psychiatrie, Coburg.
- Said, Edward W. (1978): Orientalism, New York.
- Schepker, Renate / Toker, Mehmet (2009): Transkulturelle Kinder- und Jugendpsychiatrie. Grundlagen und Praxis, Berlin.
- Scherr, Albert (2015a): Heterogenität und Diskriminierung. Wie Unterschiede in Ungleichheiten verwandelt werden. In: Budde, Jürgen (Hrsg.). Heterogenitätsforschung. Empirische und theoretische Perspektiven, Weinheim, S. 95–114.
- Scherr, Albert (2015b): Soziale Arbeit mit Flüchtlingen. Die Realität der "Menschenrechtsprofession" im nationalen Wohlfahrtsstaat, in: Sozial Extra 39, S. 16–19.
- Scherr, Albert / Inan, Çiğdem (2017): Flüchtlinge als gesellschaftliche Kategorien und als Konfliktfeld. Ein soziologischer Zugang. In: Ghaderi, Cinur / Eppenstein, Thomas (Hrsg.). Flüchtlinge. Multiperspektivische Zugänge, Wiesbaden, S. 129–146.
- Schlittmaier, Anton (2016): Ethische Aspekte Klinischer Sozialarbeit im Kontext der Geflüchtetenhilfe, in: Klinische Sozialarbeit. Zeitschrift für psychosoziale Praxis und Forschung 12, S. 4–6.
- Sieber, Cornelia (2012): Der 'dritte Raum des Aussprechens'. Hybridität - Minderheitendifferenz Homi K. Bhabha "The Location of Culture". In: Reuter, Julia / Karentzos, Alexandra (Hrsg.). Schlüsselwerke der Postcolonial Studies, Wiesbaden, S. 97–108.
- Sozialgesetzbuch Achtes Buch (SGB VIII) (2012): Kinder- und Jugendhilfe.
- Spindler, Susanne (2018): Von Begrenzungen und Bewegungen. Konfliktfelder Sozialer Arbeit im Kontext Flucht. In: Blank, Beate / Gögercin, Süleyman / Sauer, Karin E. / Schramkowski, Barbara (Hrsg.). Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder, Wiesbaden, S. 575–583.

- Tatschl, Siegfried (2017): „i have always depended on the kindness of strangers“. Migration als Herausforderung für die Identität, in: Resonanzen. E-Journal für biopsychosoziale Dialoge in Psychotherapie, Supervision und Beratung 5, S. 15–42.
- Tutsch, Wolfgang (2002): Ethnische und/oder kulturelle Identitäten in einer ressourcenorientierten Sozialen Arbeit, München. https://www.gpp-ev.de/site/assets/files/1045/2002_ethnische_und_oder_kulturelle_identit_ten.pdf, Stand: 04.09.2019.
- Walgenbach, Katharina (2011): Intersektionalität als Analyseparadigma kultureller und sozialer Ungleichheiten. In: Bilstein, Johannes (Hrsg.). Kulturelle Differenzen und Globalisierung. Herausforderungen für Erziehung und Bildung, Wiesbaden, S. 113–130.
- Wartenpfehl, Birgit (2019a): Soziale Arbeit und Migration. Eine Einleitung. In: dies. (Hrsg.). Soziale Arbeit und Migration. Konzepte und Lösungen im Vergleich, Wiesbaden, S. 1–10.
- Wartenpfehl, Birgit (Hrsg.) (2019b): Soziale Arbeit und Migration. Konzepte und Lösungen im Vergleich, Wiesbaden.
- Weeber, Vera-Maria (2018): Kinder- und Jugendhilfe. (Un)begleitete minderjährige Ausländer_innen. In: Blank, Beate / Gögercin, Süleyman / Sauer, Karin E. / Schramkowski, Barbara (Hrsg.). Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft. Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder, Wiesbaden.
- Wohlfart, Ernestine / Zaumseil, Manfred (Hrsg.) (2006): Transkulturelle Psychiatrie - interkulturelle Psychotherapie. Interdisziplinäre Theorie und Praxis, Berlin.
- Yildiz, Erol (2006): Identitätsdiskurs zu Beginn des 21. Jahrhunderts, in: Soziologische Revue 29.
- Yildiz, Erol (2012): Jugend und Migration. Jugendliche aus Migrationsfamilien in Österreich zwischen Diskriminierung und Anerkennung. In: Knapp, Gerald / Lauermann, Karin (Hrsg.). Jugend, Gesellschaft und soziale Arbeit. Lebenslagen und soziale Ungleichheit von Jugendlichen in Österreich, Celovec, Ljubljana, Dunaj, S. 327–346.
- Yildiz, Erol (2015): Postmigrantische Perspektiven. Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit. In: Yildiz, Erol / Hill, Marc (Hrsg.). Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft; [gewidmet Wolf-Dietrich Bukow zum 70. Geburtstag], Bielefeld, S. 19–48.
- Yildiz, Erol (2017): Postmigrantische Perspektiven. In: Graef-Calliess, Iris Tatjana / Schouler-Ocak, Meryam (Hrsg.). Migration und Transkulturalität. Neue Aufgaben in Psychiatrie und Psychotherapie, Stuttgart, Germany, S. 53–61.